

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
BEGRÜßUNG UND ZIELSETZUNG Gerhard Mumeiter	4
DIE KULTURELLE SITUATION SÜDTIROLS Dr. Josef Ties	5
MODERNE ARCHITEKTUR IN SÜDTIROL Möglichkeiten und Verwirklichung Dr. Othmar Barth	10
ARCHITEKTUR ALS UMWELTGESTALTUNG Dr. Oswald Zöggeler	14
SÜDTIROLS LITERATUR DER ZUKUNFT UND DER LETZTEN ZWANZIG JAHRE Norbert Conrad Kaser	16
SITUATION DES THEATERS IN SÜDTIROL Kurzreferat aus der Formumsdiskussion „Theater in Südtirol“ Bruno Laner	20
DAS HIESIGE THEATER AUS DER SICHT DES AUTORS Kurzreferat im Rahmen des Arbeitskreises „Literatur und Theater“ Gerhard Kofler	21
SÜDTIROLS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART Hubert Zanol	22
KUNST UND GESELLSCHAFT IN SÜDTIROL Roland Christianelli	26
DIE SITUATION DER MUSIKERZIEHUNG HEUTE Kurzreferat aus der Formumsdiskussion „Musikleben und Musikerziehung in Südtirol“ Prof. Johanna Blum	28
DIE BLASMUSIK UND IHRE BEDEUTUNG IM SÜDTIROLER MUSIKLEBEN Kurzreferat aus der Formumsdiskussion „Musikloben und Musikerziehung in Südtirol“ Hans Nagelo	30
AUSZÜGE AUS „DOLOMITEN“ UND „ALTO ADIGE“	32
DIE HOCHSCHÜLERSCHAFT NIMMT STELLUNG	33
Karikaturen: Hubert Zanol	4, 15, 22, 26, 28, 33, 36
Josef Kublatscher	6, 17
Titelbild: Hubert Zanol	

Anmerkungen der Redaktion

Diese Sondernummer erscheint aufgrund eines einstimmigen Ausschlußbeschlusses der Südtiroler Hochschülerschaft. Sie enthält den Großteil der auf der Studientagung gehaltenen Referate. Die Wiedergabe einiger Zeitungsausschnitte sowie der von der Hochschülerschaft in dieser Zeit verfaßten Resolutionen bzw. Stellungnahmen sollen der Dokumentation dienen und informieren.

Die Referate werden im Original wiedergegeben und stilistische Mängel, die beim Sprechen nicht als solche empfunden werden, beim Lesen aber auffallen, wurden prinzipiell nicht beseitigt.

Es muß noch darauf hingewiesen werden, daß einige Referate (Moderne Architektur in Südtirol, Architektur als Umweltgestaltung) im Rahmen eines Lichtbildervortrages gehalten wurden. Beim bloßen Lesen des Textes muß der Inhalt deshalb notgedrungen an Anschaulichkeit verlieren.

Ich bitte alle Leser um Verständnis für das durch die SH-Krise bedingte späte Erscheinen dieser Sondernummer sowie für darin enthaltene Mängel. In diesem Zusammenhang danke ich allen Referenten, die ihr Referat für die Sondernummer zur Verfügung gestellt haben sowie allen anderen Mitarbeitern für ihre Unterstützung.

Der Pressereferent
Gottfried Solderer

„Deine Kinder sind nicht deine Kinder. Sie sind die Söhne und Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.

Sie kommen durch dich, aber nicht von dir, und obwohl sie bei dir sind, gehören sie dir nicht.

Du kannst ihnen deine Liebe geben, aber nicht deine Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken.

Du kannst ihrem Körper ein Heim geben, aber nicht ihrer Seele, denn ihre Seele wohnt im Haus von morgen, das du nicht besuchen kannst, nicht einmal in deinen Träumen.

Du kannst versuchen, ihnen gleich zu sein, aber suche nicht, sie dir gleich zu machen.

Denn das Leben geht nicht rückwärts und verweilt nicht beim Gestern.

Du bist der Bogen, von dem deine Kinder als lebende Pfeile geschickt werden.

Lass deine Bogenrundung in der Hand des Schützen Freude bedeuten.

aus: Kahlil Gibran, THE PROPHET - veröffentlicht mit Genehmigung von Alfred A. Knopf, Inc., New York, in: A. S. Neill, Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung,rororo-sachbuch 6707-08, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg, 1969

Der Abdruck in dieser Nummer erfolgt nach der freundlichen Genehmigung des Rowohlt Verlages.

BEGRÜSSUNG UND ZIELSETZUNG

Gerhard Mumeiter

Kürzlich habe ich im ORF eine Sendung über Irland verfolgt, in deren Rahmen Einheimische befragt wurden, welche Begriffe sie mit dem Worte Österreich verbinden. Die Antworten waren erstaunlich: von Mozart über Max Reinhardt bis zu Herbert von Karajan, von den Salzburger Festspielen bis zum Stephansdom erstreckte sich der Bogen der Antworten. Es reizte mich, einen Vergleich zu ziehen mit unserem Lande. Befragt man nämlich einen Ausländer, welche Begriffe er mit dem Wort Südtirol assoziiert, so fallen die Antworten ungefähr folgendermaßen aus: Lederhosen, Jodeln, Sennerin, Knödel und eventuell noch der „vertrottelte“ Bauer, der hoch oben am Berg seine karge Scholle bebaut. Das ist keine Schwarzmalerei, sondern es handelt sich um eine weitverbreitete Image, das durch die gegenwärtige Charakteristik unseres Kulturlebens noch gefördert wird. Sie alle erinnern sich noch an jenes umstrittene Bild in der deutschen Illustrierten STERN, auf dem die Gemeinderäte eines Südtiroler Bergdorfes als Affenmenschen dargestellt waren. Dieses Bild ist ein typisches Produkt dieser weitverbreiteten Klischeevorstellung. Ich selbst habe mich über diese Aufnahme amüsiert, habe darüber gelacht, bis eine Tatsache eintrat, die auch ich nicht für möglich gehalten hätte: ich habe sowohl in der Bundesrepublik als auch in Österreich Leute getroffen, die dieses Bild für eine Originalaufnahme hielten, die fest an jenes Volk der Trollen südlich des Brenners und an jene verwurzelten Tiroler glaubten, wie sie Paul Flora so treffend darzustellen weiß. Handelt es sich in diesem spezifischen Falle vielleicht auch um Ausnahmesituationen oder Extremsituationen, so wird dennoch niemand leugnen können, daß nicht nur unser Kulturleben, sondern auch unser kulturelles Image am Nullpunkt angefangen ist.

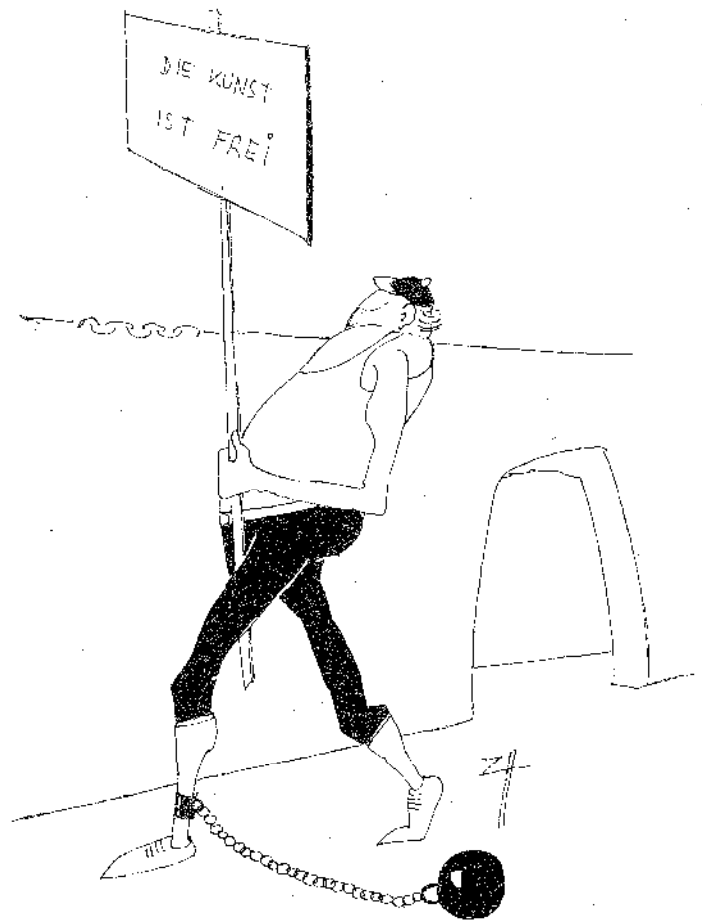
Dennoch: unsere Politiker erzählen es mit Vorliebe, das Märchen von Südtirols lebendiger Kultur. Ein Märchen aber, allzu oft erzählt, wirkt nicht nur langweilig, sondern auch unglaubwürdig.

Noch zehren wir vom Mythos einer längstvergangenen kulturellen Blütezeit. Die Volksverdummung — verzeihen Sie diesen präzisen Begriff, „aber ich halte es tatsächlich für eine Verdummung — gefördert durch Rundfunk und Fernsehen, Wahlreden und Volksbühnen, Brauchtumsabende und Plentenknödelvereine, schreitet rüstig voran. Die lederne Volks„kultur“, nicht mehr gefühlt, sondern kommerzialisiert, feiert neue Triumphe, gefördert durch das wohlwollende Klicken der Touristenkameras. Südtirol ist zu einem Reservat geworden, in dem man die kargen Überreste unserer so großen Kulturtradition als Souvenir verkauft. Man hat die Kultur von einer Tätigkeit zum Zustand degradiert. Aber Kultur ist kein Zustand, sondern Aktion. Und diese ist es, die fehlt.

Zu einem beträchtlichen Teil hat die Brutalität der faschistischen Herrschaft zu diesem Notstand beigetragen. Dennoch ist viel versäumt worden. Das ekelhafte Südtirol-Klischee, angesiedelt zwischen dem mächtigen Barte des Andrä Hofer und den Lederhosen der fidele Schuhplattler, hat sich in In- und Ausland breitgemacht.

Diese krankhaft — fossilen Erscheinungen eines rein äußerlichen und oberflächlichen Kulturbetriebes nennt man in verantwortlichen Kreisen mit Vorliebe „gesund“. Die Volksaufklärung aber besteht darin, daß man die Bevölkerung zu schützen versucht vor den Gefahren der sogenannten dekadenten Pseudokultur, wobei man wiederum dem krachfedernen Exhibitionismus Tür und Tor öffnet. Damit glaubt man dem Volke einen Dienst zu erweisen. Die naive Einbildung, daß man durch Förderung dieser verhängnisvollen Entwicklung dem „Feind aus dem Süden“ wirksam entgegenzutreten könne, ist weit verbreitet. Hier muß aber mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden, daß niemand, und am allerwenigsten die verantwortlichen italienischen Kreise deren Interesse haben werden, diesen Verdummungsprozeß zu unterbinden. Der Übergang von der großen geistigen und kulturellen Tradition unseres Landes zu einer oberflächlichen Fassadenkultur stellt eine verhängnisvolle Entwicklung dar. Die Kunst einst Mittelpunkt in Südtirols Kulturleben, ist beinahe zu einem Fremdkörper geworden. Sie Stagnation des Schöpferischen ist beängstigend. Wir leben fast ausschließlich von kultureller Importware.

Künstlerische Ereignisse — ohnehin selten geworden — werden zu gesellschaftlichen Ambitionen mißbraucht und groß ist die Zahl derer, die glauben, sie könnten sich mit Geld ihr kulturelles Alibi an der Theaterkasse erkaufen. Der Trend zur Überschätzung der Äußerlichkeiten hat einen Höhepunkt erreicht: wer keinen Anzug und



keine Krawatte trägt, dem wird Kompetenz abgesprochen.

Wir können nicht mehr beharren auf der bedingungslosen Erhaltung überholter Strukturen und wir werden die immer mehr um sich greifende Gleichgültigkeit durch eine kulturelle Offensive ersetzen müssen, wenn wir die Zukunft meistern wollen.

Noch gelten in vollem Umfange die Worte unseres verstorbenen Schulamtsleiters Hochw. Ferrari, dessen beispielloser Einsatz für die deutsche Schule als Vorbild für eine derartige Offensive bestehen bleiben wird: „Nicht als Anklage, sondern als notwendige Erkenntnis sei es gesagt, daß das Organ für das Geistige in unserem Volke stark vor kümmert ist.“ Ebenfalls volle Gültigkeit haben folgende Sätze unseres Kulturassessors Dr. Anton Zelger: „Wichtig aber ist auch, daß in unserem Volke immer mehr wieder die Überzeugung sich Platz macht, daß kulturelle Bereicherung allein, auch in Form ausgeklügelter Perfektion aus den Wunderwerken der Technik nicht ausreicht, um kulturell, d.h. als Volksgruppe zu bestehen, sondern daß dazu ausgewiesene Eigenleistungen notwendig sind, verbunden mit fachmännischer und fortwährender Schulung am Beispiel der Spitzenleistungen. Oberstes Gebot in allen kulturellen Bestrebungen sei also das aufrichtige Bemühen, mit eigenen Mitteln auch über den Weg von Opfern und Anstrengungen eigenschöpferisch zu werden, Eigenleistungen hervorzu bringen und diese immer mehr zu steigern.“

Genau diese Worte sollen als Motto über unserer Studientagung stehen, deren Sinn und Zweck es sein wird, Notwendigkeit und Möglichkeiten eines zeitgemäßen Kunstschaffens und Kulturlebens aufzuzeigen.

Verzeihen Sie mir, wenn ich hier von einer offiziellen Begrüßung absehe. Auch möchte ich Sie bitten, meine Worte keineswegs als Polemik oder gar als einen persönlichen Angriff zu werten, sondern eher als eine kleine Anregung, über die Situation von Kunst und Kultur nachzudenken.

Ich heiße Sie alle herzlich willkommen und danke Ihnen, daß Sie unserer Einladung gefolgt sind, denn letztlich wird die Teilnahme jedes Einzelnen zum Gelingen dieser Tagung beitragen.

DIE KULTURELLE SITUATION SÜDTIROLS

Dr. Josef Ties

Als ich mich entschloß, das mir von der SH angebotene Thema „Die kulturelle Situation Südtirols“ in einem Referat im Rahmen dieser Studientagung zu behandeln, war ich mir gleich von vorneherein über zwei Dinge klar:

1. daß es leichter ist, über Kultur zu reden als Kultur zu schaffen, im echt kulturell schöpferischen Sinne tätig zu sein;
2. daß es aber nichtsdestoweniger ein ausgesprochen schwieriges und heikles Thema war.

Ich könnte es mir leicht machen und einfach eine Aufzählung der in Südtirol kulturell tätigen Organisationen und Vereinigungen vornehmen und sie in ihrer größeren oder geringeren Bedeutung für das Südtiroler Kulturleben würdigen. Oder ich könnte auf die Bedeutung unserer Bildungs- und Kulturhäuser und ihre kulturelle Funktion eingehen. Alles dies bestimmt selbstverständlich auch die kulturelle Situation Südtirols. Damit würde ich aber meiner Aufgabe nicht gerecht werden. Deswegen habe ich einen anderen Weg gewählt. Ich möchte hier auf gewisse kulturelle und kulturbestimmende Grundhaltungen bei uns eingehen, auch auf die Gefahr hin, daß ich dabei etwas schematisierend verfahren muß. Dabei werde ich so wieso einige unserer Kulturorganisationen als Beispiele nennen müssen.

Ich werde zunächst kurz etwas über den Begriff der Kultur sagen, weil wir uns ja zuerst über diesen nicht eindeutigen Begriff einigen müssen, um eine gemeinsame Ausgangsbasis zu haben. Dann teile ich das eigentliche Thema in drei Abschnitte ein und versuche, darin mir wichtig scheinende Aspekte des Südtiroler Kulturlebens einzufangen. Die drei Abschnitte lauten:

1. Die Situation der Zweisprachigkeit
2. Das Bildungs- und Kulturgefälle zwischen den sozialen Schichten
3. Die Dialektik der Generationen

Es ist klar, daß ich viele Probleme nur andeuten und nicht tiefer auf ihre Bedeutung eingehen kann. Vieles, was ich sage, wird den Charakter der privaten Meinung haben. Aber trotzdem muß ich sagen, daß ich bei bester Überprüfung für mich zu keinen anderen Ergebnissen kommen konnte.

Zunächst also ein paar Worte zum Begriff Kultur. Im Lexikon lese ich unter Stichwort „Kultur“: Im Gegensatz zur Natur alles, was dem bewußten, freien Schaffen des Menschen entspringt. Es können nur die äußeren Sachgüter vererbt werden; die innere und persönliche Kultur ist je neu zu erwerben. Das Wort Kultur hat in den verschiedenen europäischen Sprachen einen unterschiedlichen Klang, eine verschiedene Bedeutung. Romano Guardini schreibt etwa dazu: „Wenn der Deutsche glaubwürdig von Kultur spricht, so liegen da für ihn Dinge, denen er mit fast scheuer Ehrfurcht begegnet... Dem Deutschen ist Kultur Dienst an letzten Dingen; dem Franzosen ist es Form, wie Mensch Mensch ist, und Mensch mit Mensch umgeht. Es ist civilisation — die alte urbanitas wirkt darin fort — edles, mit allen Werten gesättigtes, den andern wohlthätiges Dasein. Die deutsche Kultur hat metaphysisch-kosmischen Charakter; die französische Entsprechung civilisation hat menschlichen und vor allem gesellschaftlichen Charakter“ (Zit. nach H. Griebmair in: Der Schlern „Volkskunde und Sozialwissenschaft“, 1969, Heft 6, S. 249). Wir wissen, daß es aus dieser verschiedenen Entwicklung im Deutschen zur scharfen Trennung von Kultur und Zivilisation gekommen ist, eine Trennung, die nicht nur sprachgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, sondern zu einem ganz besonderen Bewußtsein geführt hat. Daraus erklärt sich auch die scharfe Trennung zwischen Kultur und Technik im Deutschen. Dies hat auch mit unserem engeren Thema zu tun.

Es gibt verschiedene Formen von Kultur, höhere und niedere. Man wird deswegen wohl kaum einem Menschen oder einem Volke Kultur überhaupt absprechen können. Wohl wird man aber sagen können, es sei eine zeitgemäße oder eine überholte, veraltete Kultur.

Man spricht von Hochkulturen, von Volkskultur, von bürgerlicher und von kleinbürgerlicher Kultur, von bäuerlicher Kultur, man spricht aber auch von Eßkultur und von Wohnkultur. Schon daraus ergibt sich, daß das deutsche Wort Kultur — wenigstens in Wortzusam-

mensetzungen — weiter ist und auch bescheidenere Dinge umfaßt, als aus dem vorhin gebrachten Zitat von Guardini hervorgeht.

Aber in diesem weiten Sinne über die kulturelle Situation Südtirols zu sprechen, würde den Rahmen eines Vortrages bei weitem sprengen. Deswegen werden wir uns auf eine bestimmte Bedeutung von Kultur einigen müssen, wenn wir uns in den folgenden Ausführungen und in der anschließenden Diskussion verstehen wollen. Ich gebe nicht eine Definition von Kultur, sondern versuche nur, einige wichtige Faktoren zu nennen, die mir für die kulturelle Situation eines Volkes wichtig scheinen.

Da ist einmal erstens die Sprache zu nennen und das Verhältnis der Menschen zu ihr. Sprache ist überhaupt die Voraussetzung jeder Kultur und die sprachliche Bildung ein ziemlich sicherer Gradmesser für den kulturellen Stand eines Volkes. Sprachliche Verwilderung ist immer auch Beweis, daß es kulturell mit einem Volke nicht gut steht. Zur Kultur gehören selbstverständlich alle Formen künstlerischen Gestaltens, aber auch die Formen des Kunstkonsums. Selbstverständlich gehören zur Kultur eines Volkes die Formen der Freizeitgestaltung, der Gebrauch der Massenmedien, die Art, wie Feste gefeiert werden, kirchliche wie weltliche. Die Kultur eines Volkes wird man daran messen, ob es rechtzeitig erkennt, daß alte Formen erstarrt und unbrauchbar geworden sind, ob es neuen Formen offen gegenübersteht oder sich ihnen verschließt, ob es das Zeitgemäße vom Unzeitgemäßen unterscheiden kann.

Kultur hat die Aufgabe, dem Menschen zu dienen, ihm zu helfen, ihm letztlich Informationen zu liefern, dies im weitesten Sinne verstanden. Ein gutes Theaterstück, ein gutes Musikstück, ein gutes Buch, auch aus der Belletristik, wird diese Aufgabe erfüllen. Sobald Kulturformen zu einem Hemmschuh gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklung werden, bedeutet es keinen Verlust mehr, wenn man sie aufgibt, sondern einen Gewinn. Dies rechtzeitig zu erkennen, gehört zu den Hauptaufgaben einer Kulturpolitik. Kultur sollte nicht der gesellschaftlichen Entwicklung nachhinken, sondern muß Ausdruck der gesellschaftlichen Realitäten sein, im besten Falle ist Kultur sogar der Widerspruch zur gesellschaftlichen Realität. Und zwar Widerspruch in dem Sinne, daß sie vorausweist. Dies ist eine Erkenntnis, die sich allmählich auf der ganzen Welt, besonders unter der jüngeren Generation, durchsetzt, und es wird immer nur eine Erkenntnis weniger sein.

Die Verbindlichkeit von Geschichte und Tradition ist nur begrenzt gültig und darf nie zur geistigen Trägheit und Einfallslosigkeit führen, sondern in jedem Moment muß die Frage nach der Noch-Gültigkeit herkömmlicher Formen lebendig sein.

Unter diesen Aspekten wollen wir nun im folgenden die Frage nach der kulturellen Situation Südtirols stellen und nach einer Antwort suchen.

1. Die Situation der Zweisprachigkeit

Eigentlich müßte ich von einer Dreisprachigkeit sprechen, denn das Ladinische, das so leicht vergessen wird, gehört ja auch zu den Sprachen in Südtirol. Aber es hat seine eigene Problematik, und die Ladinor werden es mir verzeihen, wenn ich aus Gründen der Einfachheit mich auf die deutsche und italienische Sprache beschränke.

Südtirol ist ein Randgebiet des deutschen Sprach- und Kulturraumes. Und sprachliche Randgebiete haben ihre eigenen Probleme. Südtirol ist aber durch die historische Entwicklung der letzten Jahrzehnte auch ein Randgebiet des italienischen Sprach- und Kulturraumes geworden. Die Begegnung zweier Sprachen und Kulturen muß notgedrungen, ob man will oder nicht, eine gegenseitige Beeinflussung mit sich bringen. Diese Tatsache birgt kulturelle Gefahren, aber auch neue kulturelle Möglichkeiten in sich. Denken wir an all die europäischen Kulturen und Sprachen, die durch eine Völkermischung entstanden sind. Die Geschichte der Sprachen bietet viele Beispiele.

Auf die Gefahren, denen unsere deutsche Sprache in Südtirol ausgesetzt ist, ist immer wieder bei vielen Gelegenheiten hingewiesen worden. Man hat von deutscher Seite immer wieder davor gewarnt, eine echte Doppelsprachigkeit in dem Sinne anzustreben, daß wir deutschen Südtiroler jede Möglichkeit nutzen, in gleicher

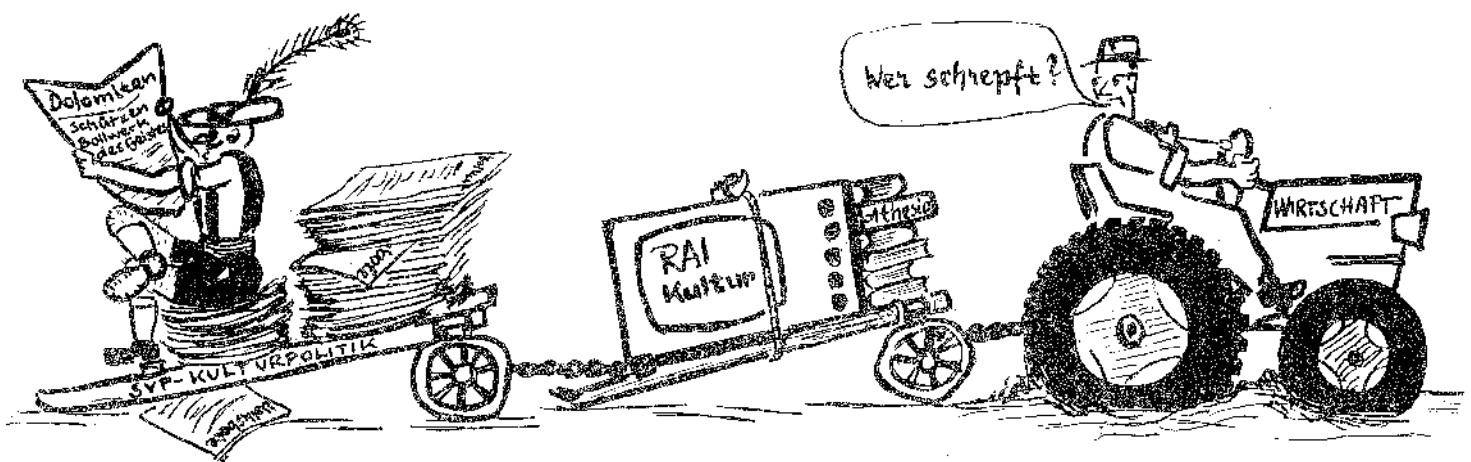
Weise wie in die Muttersprache auch in die italienische Sprache hineinzuwachsen. Man stützte sich dabei auf die Sprachauffassung von Prof. Leo Weisgorber, Bonn, wonach der Mensch zuerst in seiner Muttersprache fest beheimatet und verankert sein müsse, bevor er, ohne geistig und kulturell Schaden zu nehmen, mit der Fremdsprache in Kontakt kommen könne. Man kann dieser Auffassung sicher nicht jede Berechtigung absprechen, aber sie gilt nicht mit jener Ausschließlichkeit, wie sie meistens vertreten wird. Ich erinnere an das Referat des Senators Dr. P. Brugger auf der vorjährigen SH Studientagung und dessen Diskussion mit dem Landtagsabgeordneten Gouthier. Zum letzten Mal bin ich dieser Warnung begognet in der Literarischen Beilage der Dolomiten vom 21. August 1969. Dort stellt Prof. Eichhücher Robert Minders Buch „Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich“ vor. Nachdem er diesen großartigen Versuch eines Vergleichs der zwei Kulturen u.a. Literaturen gewürdigt hat, unterläßt er es nicht, mahnend den Zeigefinger zu erheben, indem er, zwar sehr vorsichtig, aber doch deutlich auf unsere Situation bezogen, schreibt: „Freilich kann auch heute diese Forderung nicht so leicht erfüllt werden, weil unsere Möglichkeiten nicht unbeschränkt sind und es boinahe schon ein Ausnahmefall ist, wenn jemand — so wie Minder — die Kultur- und Geistesgeschichte zweier Völker gründlicher kennt“. Ich glaube, daß es in Zukunft sehr stark darauf ankommt, diese Fähigkeit zu entwickeln.

In dem schon zitierten Aufsatz im Schlern schreibt Hans Griemair: „Völker sind keine Wesen, die wie Oswald Spenglers acht Kulturseen, in erhabener Einsamkeit durch das Leben wandern. Denn die Lebenskreise überschneiden sich vielfach, die Gemeinsamkeiten von Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung ... decken sich nicht. In Grenzgebieten ist das ein schwerwiegendes Problem und eine Tatsache, die ungern eingestanden wird.“

Ich bin der Meinung, daß Kinder, die bereits in der Familie die Muttersprache in einer höheren Form, etwa der einer gehobenen Umgangssprache erlernen, es ohne weiteres verkraften und echten Gewinn daraus schöpfen, wenn sie bereits in den ersten Klassen der Volksschule eine Fremdsprache erlernen. Es gibt genügend Fälle,

die bereits im Kindergartenalter beide Sprachen gleichzeitig erlernten, und sie später auch perfekt beherrschten. Und im heutigen Europa sollte denn auch die Beherrschung wenigstens zweier Sprachen eine Selbstverständlichkeit sein. Jeder, der eine zweite Sprache beherrscht, weiß, daß dies nicht nur einen praktischen Wert hat, sondern daß damit auch eine kulturelle Bereicherung verbunden ist.

Daß sich der Einfluß der italienischen Sprache auf unsere Muttersprache oft negativ auswirkt, soll nicht bestritten werden. Wenn es aber mit unserer deutschen Sprache schlecht steht, und es stent tatsächlich schlecht, dann ist ein anderer Faktor ebenso dafür verantwortlich. Unser Sprachraum ist in eine Unsumme von Mundarten aufgesplittert. Und alle, die einmal Deutsch unterrichtet haben, wissen, daß die Mundart häufig geradezu einer eigenen Sprache gleichkommt. Dies ergibt sich schon daraus, daß es den Leuten oft schwiefällt, ja geradezu unmöglich ist, auch nur einen Satz in der Schriftsprache zu sprechen. Wenn es unserer Schule in Zukunft nicht gelingt, der deutschen Sprache gegenüber der Mundart bei den Schülern besser zum Durchbruch zu verhelfen, dann, wahrhaftig, ist die deutsche Sprache in Südtirol gefährdet. Es gibt gelegentlich sogar unter Intellektuellen bei uns einen gewissen Kult der Mundart. Es wird auch die Auffassung vertreten, die Mundart sei das eigentliche Bollwerk gegen Überfremdung und ein Abgehen davon bedeute schon den Anfang vom Ende. Ich erinnere daran, daß der allseits bekannte Claus Gatterer in einem Artikel in der Wiener „Presse“, der teilweise vom „Alto Adige“ abgedruckt worden ist, sein Befremden darüber äußerte, daß unter dem Einfluß von bundesdeutschen Touristen Dorfkinder bei uns manchmal nicht mehr deutsch, sondern bundesdeutsch sprechen. Er sieht, um nur ein Beispiel anzuführen, einen wesentlichen Unterschied darin, ob jemand „amal“ sagt oder „mal“. Es stimmt, daß in unseren Sprachformen auch immer etwas von unserem inneren Wesen mitschwingt, aber man darf das auch nicht übertreiben. Ich glaube, daß wir nicht nur von den Österreichern, sondern auch von den Bundesdeutschen sprachlich viel lernen müssen, wenn wir nicht in eine sprachliche Sackgasse geraten wollen. Sprache ist nicht etwas Statisches, sondern ist in dauern-



der Entwicklung, indem sie alte Formen abstößt und neue aufnimmt.

Wenn ich hier meine Bedenken gegen einen gewissen Kult der Mundart geäußert habe, so möchte ich es etwas näher präzisieren. Selbstverständlich ist gegen eine mundartliche Färbung nichts einzuwenden, im Gegenteil, sie hat ihre besonderen Reize. Aber unsere Mundarten weichen im Wortschatz und in der syntaktischen Struktur manchmal so weit von der Hochsprache ab, daß sie ein großes Hindernis darstellen für die richtige Eriernung der deutschen Sprache. Ich möchte überspitzt formulieren: die gesellschaftliche, technische und wirtschaftliche Entwicklung ist Gott sei Dank in vielen Teilen Südtirols schon so weit fortgeschritten, daß diese Welt durch die Mundart nicht mehr adäquat wiedergegeben werden kann, weil ihr der Wortschatz fehlt.

Nur wenn es uns gelingt, in Südtirol ein ungefähres Einheitsdeutsch zu schaffen, wird Südtirol deutsch bleiben. Sonst wird es bald nur noch ein Reservat — ein durchaus interessantes Reservat — für Mundartforscher sein.

Wir haben keine Wahl, als uns mit der Situation der Zweisprachigkeit abzufinden. Freilich müssen wir alles tun, damit es eine echte Doppelsprachigkeit wird, ohne daß die eine Sprache die andere verdrängt oder unterwandert. Daß die deutsche Sprache in größerer Gefahr ist als die italienische, ist klar. Es müssen vor allem auch unsere italienischsprachigen Mitbürger die Verpflichtung fühlen und in der Tat zeigen, indem sie ihre Anstrengungen zur Erlernung der deutschen Sprache nicht nur verdoppeln, sondern verzehnfachen. Sie lernen dabei ja nicht nur eine Sprache von lokaler Bedeutung, sondern immerhin eine der Hauptsprachen Europas. Es sollte in Zukunft möglich sein, daß Italiener an deutschen kulturellen Veranstaltungen teilnehmen und umgekehrt. Die heutige Situation der Apartheid ist kein gutes Omen für ein vereinigtes Europa. Oder ist es zu rechtfertigen, daß eine Brecht-Lesung in italienischer Sprache in Bozen von Deutschen kaum besucht ist oder daß eine Tagung in Brixen über Fragen der Symbole von italienischen, französischen und sogar amerikanischen Universitätsprofessoren bestritten wird, während nicht ein einziger deutscher Professor dabei

ist. Ich erinnere auch an die Bemühungen des Deutsch-Italienischen Kulturinstitutes in Meran, dem man von deutscher Seite bei uns noch eindeutig ablehnend gegenübersteht.

Damit das Ziel einer echten Sprachkultur und damit die Voraussetzung zu einer echten Doppelsprachigkeit erreicht wird, müssen vor allem unsere Massenmedien, Presse, Rundfunk und Fernsehen aber z.B. auch unsere Volksbühnen von ihrer Verantwortung für die Sprachherziehung überzeugt werden. Aber vor allem ist es die Schule, wo sich der Grundsatz durchsetzen muß, daß jeder Unterricht immer auch Sprachunterricht sein soll.

2. Bildungs- und Kulturgefälle zwischen den sozialen Schichten

Daß soziale Stellung und kulturelles Niveau meist in direktem Verhältnis stehen, ist allgemein bekannt. Es ist auch klar, daß nicht nur die soziale Stellung einen gewissen kulturellen Stand bedingt, sondern daß auch das kulturelle Niveau seinerseits Bedingungen schafft für die soziale Entwicklung. Es herrscht also hier eine sehr enge Wechselbeziehung. Kultur ist ja nicht nur äußere Zier, ornament des Lebens, des Alltags, das etwa nur die Freizeitphase berührt, sondern sie durchwirkt das ganze Leben, im positiven oder negativen Sinne.

Es dürfte kaum einen Landstrich in der deutschen Kulturlandschaft geben, wo das kulturelle Gefälle zwischen den verschiedenen Volksschichten so groß ist, wie in Südtirol. Und dies nicht etwa, weil die oberen Schichten, etwa die Akademiker, einen besonders hohen kulturellen Stand hätten, sondern weil die Grenze nach unten ziemlich tief liegt. Ein Teil der Schuld geht sicher auf das Konto der faschistischen Jahrzehnte, wo es keine öffentlichen deutschen Schulen gab und die italienische Schule verständlicherweise nur mit Widerwillen besucht wurde. Es gibt eine Reihe von Symptomen, die die oben aufgestellte Behauptung vom kulturellen Tiefstand bestätigen.

Wenn wir etwa das Niveau der Mundartslücke in Rundfunk und Fernsehen betrachten und dabei bedenken, daß weite Kreise unserer Bevölkerung noch mehr derartige Sendungen wünschen. Wenn wir die Geschichten etwa im Volksboten lesen (ich habe unter die-

dem Gesichtspunkt einige der letzten Nummern durchgesehen) und bedenken, daß der Volksbote die einzige Lektüre vieler Bauern ist, dann kann man sich eines gewissen Kulturpessimismus nicht erwehren. Unseren Rundfunkhörer, Fernsehern und Volksbotenlesern fällt gar nicht ein, daß man sich das nicht bieten lassen sollte.

Wir wissen alle, daß die Gesellschaftsstrukturen aufgrund des Einbruchs der Technik, der Massenkommunikationsmittel starken Wandlungen unterworfen sind. Dies gilt Gott sei Dank nicht nur für die übrige Welt, sondern auch für Südtirol. Auch bei uns zieht die Technik in den Bauernhof, in den Haushalt ein und ändert das gesellschaftliche Bewußtsein. Will man diesen Prozeß aufhalten? Es hat manchmal fast den Anschein. Da liest man z.B. im Volksboten vom 13. August 1969 am Schluß eines Artikels über „Das Pferd in Brauchtum und Religion“: „Leider hat das Pferd einen Gegner im motorisierten Vehikel gefunden. Die Pferdeställe werden leer und machen Garagen Platz. Mit dieser sachlichen Umstellung mag der Mensch wohl einen materiellen Vorteil erringen, andererseits aber verliert er mit dem Roß einen treuen Helfer und Freund. Ein noch größerer Verlust aber wird dem Brauchtum zugefügt, dem sich das Pferd in trauerlicher Weise untertan machte.“ Hier haben wir ein typisches Beispiel, wie bei uns häufig Brauchtum aufgefaßt wird. Brauchtum ist das Primäre, Wirtschaftlichkeit und Rentabilität das Sekundäre. Es wird bedauert, daß es der Bauer durch die Technik heute leichter hat als früher. Daß das Pferd übrigens durch das Ausscheiden als Zuchtier noch nicht zum Verschwinden verurteilt ist, beweisen die Versuche am Tschöggelberg, es als Reittier für den Fremdenverkehr nutzbar zu machen. Dies ist nur ein Symptom, wie bei uns gern eine Kultur gefördert und hochgehalten wird, die einer vergangenen Gesellschaftsstruktur entsprochen hat, heute aber eine vernünftige Entwicklung hemmt.

Ich muß hier nun auf Dinge zu sprechen kommen, die man geradezu als die heiligen Kühe der Südtiroler Kultur bezeichnen könnte. Ich spreche über Musikkapellen, Trachten- und Brauchtumsumzüge, Schützenkompanien u. ä. Ich glaube, es gibt in unserem Lande an die 170 Musikkapellen. Ich kenne nicht die durchschnittliche Stärke der Kapellen. Aber es ist klar, daß die Zahl der Musikanten in die Tausende geht. Wenn man an die Zahl der unumgänglichen Musikproben denkt, die die Kapellen abhalten müssen, um einigermaßen auf der Höhe zu bleiben, dann wird ebenso eindeutig klar, daß hier einmal ein riesiger Zeitaufwand nötig ist, um diese Kapellen aufrechtzuerhalten. Von den finanziellen Investitionen für Instrumente und Trachten möchte ich gar nicht reden. Ich bin überzeugt, daß viele Musikanten tatsächlich gerne und mit Begeisterung mittun. Und ich gebe zu, daß es ein kultureller Verlust wäre, wenn die Blasmusik aus unserem Lande verschwinden würde. Ich selber höre ab und zu recht gerne gute Blasmusik. Aber ich muß fragen: Steht der Aufwand an Zeit und Geld für die Blasmusikkapellen in irgendeinem vernünftigen Verhältnis zu anderen dringenden Kultur- und Bildungsaufgaben in unserem Lande? Noch etwas anderes muß in diesem Zusammenhang gesagt werden. Die Technik ermöglicht es uns, Blasmusik zu hören, wenn wir schon nicht ohne sie auskommen wollen ohne die Anwesenheit einer Kapelle. Es gibt heute die Schallplatte, das Tonband; das Radio und das Fernsehen bringt Blasmusik. Die Situation hat sich durch die Technik grundlegend gewandelt. Früher mußte man, wollte man am Abend Musik hören, selber Musik machen. Es ist verständlich, daß heute das Bedürfnis, selber zu musizieren, nachgelassen hat. Man sollte aber nicht immer darüber klagen, daß Schallplatte, Tonband, Radio, Fernsehen das aktive Musizieren zurückgedrängt haben. Sie ersparen es uns ja auch und setzen uns in die Möglichkeit, Musik zu erleben, ohne die ganze Freizeit an ein Instrument zu hängen. Es gibt schließlich noch andere Möglichkeiten einer sinnvollen und zeitgemäßen Freizeitgestaltung.

Das Leben verlangt ja vom Menschen heute viel mehr als früher, es verlangt mehr Kenntnisse und besser ausgebildete Fähigkeiten. Und zum Erwerben von Kenntnissen und zur Ausbildung von Fähigkeiten braucht es Zeit. Und hier liegt das eigentliche Problem unserer Musikkapellen. Ich möchte nicht wissen, wieviele junge Menschen über der Begeisterung für die Blasmusik es versäumt haben, von daheim wegzugehen und einen berufsbildenden Kurs zu besuchen oder sonst ihren Horizont zu erweitern. Ich würde mich

fürchten, wenn meine Befürchtung nicht zuträfe. Versäumte Chancen der Allgemeinen und Berufsausbildung könnten sich einmal katastrophal auswirken. Gerade in unserem Lande ist der Bedarf an geschulten Kräften sehr groß.

Freilich braucht es hier eine Organisation, die die jungen Menschen erstens einmal auf die Notwendigkeit und auf die guten Möglichkeiten aufmerksam macht und sie führt. Hier müssen die bereits bestehenden Vereine, die sich der Jugend- und Erwachsenenbildung widmen, einsetzen und neue Formen der Erwachsenenbildung gefunden werden. Bei dem Seminar für Erwachsenenbildung, das vom Südtiroler Kulturinstitut vom 20. bis zum 26. Juli hier in der Cusanus-Akademie abgehalten wurde, hat Kulturassessor Zeiger die Bildung eines Arbeitsausschusses vorgeschlagen. In dem Vertreter der verschiedenen Bildungsvereine und des Schulwesens zusammenarbeiten sollten. Es ist nur zu hoffen, daß dieser Ausschuss zustandekommt und seine Arbeit aufnimmt. Es ist auf diesem Gebiet bei uns ungeheuer viel zu tun, und ich glaube, daß auch der entsprechende Bildungswille vorhanden ist. Dies beweist immer wieder der große Zustrom z. B. zu den Kursen, die der KVW veranstaltet. Man müßte die Möglichkeiten studieren, ob man nicht für verschiedene Gebiete Fernkurse veranstalten könnte. Hier liegen die eigentlichen Bildungsaufgaben bei uns. Sprachkurse, Sprachkurse, Diskussionsrunden würden dazu beitragen, daß unsere Landsleute, die nicht die Möglichkeit hatten oder die Gelegenheit versäumten, sich eine höhere Schulbildung anzueignen, entsprechend den Erfordernissen der heutigen Zeit einigermaßen auf der Höhe bleiben könnten.

Prof. Ignaz Zangerlo schreibt in einem einleitenden Artikel zum Seminar über Erwachsenenbildung — er ist erschienen in den Dolomiten vom 7. Juli — „daß in einer industriellen Gesellschaft keine noch so verlängerte Jugend- und Schulbildung mehr ausreicht, um den Erwachsenen auf die Anforderungen des modernen Arbeits- und Berufslebens genügend vorzubereiten ... Nur durch ständige berufliche Fortbildung wird der Erwachsene imstande sein, sich auf die Dynamik einer Industriegesellschaft einzustellen, deren Produktionsmethoden und Konsumstile einem ständigen Wandel unterworfen sind.“ Und besonders die folgende Feststellung Prof. Zangerlos ist in unserem Zusammenhang wichtig: „Noch von einer anderen Seite her läßt sich die Notwendigkeit einer ständigen Weiterbildung der Erwachsenen begründen. Als nach 1945 die Amerikaner im Zuge ihrer ‚Umerziehung‘ auch in Österreich ihre 4-H-Klubs in Zusammenarbeit mit den Landwirtschaftskammern eingerichtet hatten, zeigte sich nach kurzer Zeit, daß der Versuch, Jungbauern, insbesondere Hoferber, mit den Fortschritten der modernen Agrarwissenschaft und Agrartechnik vertraut zu machen, sehr bald an eine unübersteigliche Grenze gelangte: die formale Bildung, über welche die Teilnehmer aufgrund ihrer Elementarbildung in Volks- und Hauptschule verfügten, reichte nicht aus, um für die neuen Kenntnisse und Erkenntnisse den notwendigen Rahmen abzugeben. Sie hätten, um wirklich mitkommen zu können, mehr Bücher gelesen haben, hätten besser schreiben, gewandter reden und kritischer denken gelernt haben müssen. Mit anderen Worten: auch die geforderte berufliche Weiterbildung der Erwachsenen ist nur möglich, wenn gleichzeitig eine Vertiefung und Erweiterung der Allgemeinbildung oder, wie man heute etwas genauer sagt, der Grundbildung erfolgt.“

Ich glaube, daß der Vorstand der SH in seinen Vorschlägen zu einer Kulturpolitik anläßlich der Landtagswahlen im letzten Jahr ähnliche Überlegungen im Spiele hatte, wenn er feststellte, daß die Kulturpolitik unseres Landes in Gefahr sei, sich zu einem wirtschaftshemmenden Faktor zu entwickeln. Daß für die Volksbildung im Vergleich zu den riesigen Anstrengungen auf dem rein folkloristischen Sektor wenig geschehen ist, dürfte klar sein. Hier gilt es aufzuholen. Da die technisch-industriell-wissenschaftliche Entwicklung ein immer schnelleres Tempo annimmt und der Abstand zwischen der realen Welt der Technik und dem allgemeinen Volksbewußtsein von Tag zu Tag größer wird, ist es klar, welche Aufgaben hier eine zeitgemäße Kulturpolitik zu lösen hat.

Ich komme noch einmal auf die oben erwähnten Formen der Volkskultur zurück. Man konnte in letzter Zeit immer wieder in der Zeitung lesen, auch Radio und Fernsehen haben darüber berichtet,

von den Musik-, Trachten- und anderen Volkstumsfesten, von den Schützenfesten usw. Obwohl immer wieder gesprochen und geschrieben wurde von lebendigem und volksverbundenem Brauchtum, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier Brauchtum oft als Fremdenattraktion künstlich aufgezo-gen wurde. Wenn es den Fremden gefällt, um zu sehen, daß der Versuch einer kulturrellen Rechtfertigung ein vergebliches Unterfangen ist. Ich glaube sogar, daß Hosp selber von dem überzeugt ist, was er sagt, aber diese Sprache müßte ihn eigentlich selber skeptisch machen.

Und was schließlich das neu auflebende Schützenwesen anbelangt, braucht man nur die Reden des Bundesmajors (Dr. Bruno Hosp) zu hören oder zu lesen, um zu sehen, daß der Versuch einer kulturrellen Rechtfertigung ein vergebliches Unterfangen ist. Ich glaube sogar, daß Hosp selber von dem überzeugt ist, was er sagt, aber diese Sprache müßte ihn eigentlich selber skeptisch machen.

Es ist selbstverständlich, daß sich die einfachen und unkritischen Leute sehr leicht davon überzeugen lassen, bei welcher sinnvollem und kulturell wichtigem Verein sie da mitmachen. In Wirklichkeit fördert man aber hier nur einen gewissen Trieb zum Herdendasein, wo es bei uns so notwendig wäre, zu kritischem Bewußtsein und selbständigem Denken zu erziehen. Ich erinnere noch einmal an das, was Prof. Zangerle geschrieben hat über „Notwendigkeit von kritischem Denken“.

3. Dialektik der Generationen

Dieses Kapitel überschneidet sich etwas mit dem vorausgehenden, da es vor allem die dort aufgezeigten Kulturformen sind, die zum Streitobjekt zwischen den Generationen geworden sind. Wenn hier von der Dialektik der Generationen die Rede ist, so muß gleich einschränkend festgestellt werden, daß sie bei uns auch nicht annähernd jene Schärfe erreicht hat wie anderswo. Es sind vor allem die studierende Jugend und die Jungakademiker, die mit der älteren Generation nicht konform gehen. Da wir aber in Südtirol keine Universität haben, fehlt die Kompaktheit auf der Seite der Studenten. Dies ist schon in den Vorschlägen zu einer Kulturpolitik fest-gestellt worden. Dort steht auch zu lesen, was die SH an der bestehenden Kulturpolitik auszusetzen hat. Aus all dem geht hervor, daß es grundsätzlich verschiedene Einstellungen sind, die die zwei Generationen trennen. Worin besteht nun dieser grundsätzliche Gegensatz?

Ich möchte zuerst Symptome der zwei Grundhaltungen bringen, bevor ich eine Kategorisierung ausspreche.

Die ältere und das heißt die führende Generation hat noch immer zu tragen am Trauma der faschistischen Jahrzehnte, im letzten schließlich überhaupt an der Tatsache, daß Südtirol zu Italien gekommen ist. Deshalb erscheint ihr die Zeit vorher als die eigentliche Quelle echter Südtiroler Kultur, und all das, was der Faschismus hat ausmerzen wollen, wurde nach dem Kriege aus verständlichen Gründen mit allen Mitteln gefördert. Und auch heute noch finden die Werte der Volkskultur, wie Volksmusik, Tracht und anderes Brauchtum kraftvolle Unterstützung. Gerade unsere akti-vesten kulturellen Institutionen sind ausgesprochen historisch orientiert. Ich nenne als Beispiel das SKI.

Es geht mir hier nicht um eine Würdigung der gesamten Tätigkeit des Institutes, sondern ich möchte nur einen Aspekt herausgreifen.

Es hat in der Zeit seines Bestehens sicher Beachtliches geleistet. Aber die Tätigkeit stand zum guten Teil im Dienste einer ethnischen Restauration. Die Jahrbücher des Institutes z.B., die irgendwie als sichtbare Visitenkarte gedacht sind, sind zum großen Teil historisch ausgerichtet. Die Erforschung der kulturellen Vergangenheit des Landes nimmt den Hauptteil darin ein. Es fehlen völlig Beiträge, die sich etwa mit Zukunftsperspektiven, mit Bildungsforschung und Bildungsplanung beschäftigten. Es wurde vor wenigen Jahren ein neues Institut für Sprache und Volkskunde geschaffen, das auch rein historisch ausgerichtet zu sein scheint, während der Plan eines Pädagogischen Institutes bisher nicht verwirklicht worden ist, obwohl gute Vorarbeiten schon vorliegen.

Der Kulturpreis Walther von der Vogelweide, der zwar vom

Kulturwerk für Südtirol in München gestiftet wurde und von ihm vergeben wird, wobei aber doch Südtiroler Stellen bei der Auswahl der Kandidaten ein entscheidendes Wort mitzureden haben, wurde durchwegs Persönlichkeiten verliehen, deren Wirken eindeutig der Tradition verpflichtet ist, während Südtiroler mit internationalem Ruf wie Franz Tumlner, Paul Flora und Karl Plattner dabei nicht Berücksichtigung fanden. Und dies, obwohl der Patron des Preises, Herr Walther, eine Gestalt von unbestreitbar internationalem Rang ist.

Aus der gleichen Haltung erklärt sich die relativ großzügige Unterstützung von Publikationen mit betont lokaler Thematik, während Zeitschriften mit kritisch-aufklärerischer Tendenz schwer Verständnis finden bei den Verwaltern der öffentlichen Kulturgelder. Das Gleiche gilt für Theater- und Kabarettgruppen, die eine gesellschafts- und kulturkritische Funktion ausüben. Kritik und geistige Auseinandersetzung wird nicht gefördert, sie ist unerwünscht. Was anderswo selbstverständlich ist, nämlich dialektische Auseinandersetzung im Innern und Offenheit in der Begegnung mit Andersdenkenden, sei bei uns nicht, oder wenigstens noch nicht tragbar.

Die junge Generation und natürlicherweise die junge Intellektuellenschicht empfindet diesen kulturellen Tatbeständen gegenüber ein deutliches Unbehagen und gibt diesem Unbehagen auch Ausdruck. Sie hat die Zwischenkriegszeit nicht mehr erlebt, sie ist in eine neue Zeit hineingeboren worden. Und dies kann man ihr wohl nicht zum Vorwurf machen. Sie hat ein ganz anderes Gespür für den Pulsschlag der neuen Zeit. Sie glaubt nicht mehr so ausschließlich an die Verbindlichkeit von Geschichte und Tradition, sie hat ein sehr empfindliches Gespür für Zeitgemäßheit und Unzeitgemäßheit kultureller Formen. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß sie, die studierende Jugend, an den verschiedenen Studienorten die Möglichkeit hat, Vergleiche zu ziehen zu anderen Gegenden und ihrem kulturellen Stand. Die junge Generation ist mehr zukunftsorientiert und international ausgerichtet. Kulturpflege im rein nationalen und schon gar im rein lokalen Sinn, findet sie zu eng und abwegig. Es ist ihr ein unzumutbarer Gedanke, daß z.B. unsere Bauern ewig auf dem kulturellen Stand bleiben sollen, wie er vor fünfzig Jahren vielleicht durch die Umstände gerechtfertigt war. Die junge Generation sieht optimistisch in die Zukunft und macht eine gewisse hinterweltlerische Kritik an der Gegenwart nicht mit. Sie weiß aber auch, daß man sich auf diese Zukunft vorbereiten muß. Sie glaubt an die Macht der Vernunft und an die Wirksamkeit von rationellem Handeln. Sie ist skeptisch gegenüber allen Formen von Ideologie. Sie möchte eine von alten Mythologien getragene Kultur abgelöst wissen durch eine rational durchsichtige Kultur. Daß damit eine gute Dosis Utopie mit dabei ist, versteht sich von selbst.

Wenn wir abschließend die kurz skizzierten gegensätzlichen Haltungen in ein Schema bringen wollen, so können wir sagen: sowohl die heute führende ältere Generation als auch die aufstrebende jüngere Generation steht in der Tradition einer europäischen Geistesrichtung und -haltung. Die ältere Generation erweist sich letztlich als dem Geist der Romantik verpflichtet mit ihrem Hang zur Verklärung des Volkstümlichen, des Bodenständigen, des historisch Gewordenen. Die junge Generation hingegen steht in der Tradition der europäischen Aufklärung mit ihrem Optimismus, dem Glauben an die Vernunft und an eine gewisse Planbarkeit der Zukunft.

Ich nenne in diesem Zusammenhang zwei Büchlein:

Wolfgang Kraus: Der fünfte Stand. Aufbruch der Intellektuellen in West und Ost (= DTV 570)

Karl Steinbuch: Falsch programmiert. Über das Versagen unserer Gesellschaft in der Gegenwart und vor der Zukunft und was eigentlich geschehen müßte (= DTV 598)

Schluß

Wenn wir noch einmal die drei Abschnitte meines Referates

1. Die Situation der Zweisprachigkeit,
2. Das Bildungs- und Kulturgefälle zwischen den sozialen Schichten,
3. Die Dialektik der Generationen

kurz überlegen, dann ergibt sich daraus kaum ein sehr erfreuliches Bild für die Gegenwart, aber eine gewaltige Reihe von Aufgaben für die Zukunft.

MODERNE ARCHITEKTUR IN SÜDTIROL

Möglichkeiten und Verwirklichung

Dr. Othmar Barth

Das von der Südtiroler Hochschülerschaft gestellte Thema bezieht sich auf die Frage nach den Möglichkeiten moderner Architektur und deren Verwirklichung in unserem Lande. Indem ich versuche, eine Antwort zu formulieren, weswegen den zahlreich gebotenen Möglichkeiten nicht ebensoviele Zeugnisse der Nutzung und Ausführung gegenüberstehen, muß ich voraussetzen, daß hier nicht eine Frage nach dem Formalen gemeint war, sondern nach den Aufgaben.

An einem geläufigen Thema möchte ich zunächst beginnen, dies zu erörtern: die Schule und der Schulbau.

Die Evolution, die dieser Teilaspekt unseres Lebens gegenwärtig durchmacht, ist mehr oder weniger bekannt, deren notwendige Auswirkungen in baulicher Hinsicht sind jedoch nur aus aufmerksamer und eingehender Beschäftigung mit dieser Frage erfassbar:

Denken wir an die Umstrukturierung in der Lernmethode, die mit der weiteren Entwicklung der technisch-didaktischen Hilfsmittel und deren noch gar nicht absehbaren Anwendungsmöglichkeiten sicher einer ständigen Anpassung und Ausweitung unterworfen sein wird, so daß das Wechselspiel von traditionellen, technischen und kybernetischen Hilfsmitteln ein lobenswertes Vordringen in die Bereiche des Wissens und des Bewußtwordens zeitigen wird.

Denken wir aber auch an die Neuorientierung in der Erarbeitung des Wissens durch Selbstunterricht, Gruppenunterricht, Verbandsunterricht; Lehrsysteme, die also eine große Mobilität und Kommunikation begründen und verlangen.

Bedenken wir das Postulat von Zielinsky „mehr lernen, schneller lernen, zeitlieber lernen“, also den Wandel, der in der Zielsetzung der Schule vor sich geht, die den heutigen Schüler vorbereiten muß, seinen Wissensstoff während seiner späteren Berufstätigkeit oftmals erneuern zu müssen.

Berücksichtigen wir dann die Ganztageschule, die Fünftageschule, die Milieuerfordernisse dieser Häuser für den Aufenthalt aller, Lehrenden wie Lernenden, durch die ganze Tageszeit hindurch, weil sich das Leben im gemeinschaftlichen Beisammensein abspielt, im Unterricht wie beim Essen, in der Freizeit, im Spiel und Sport, beim Studium, so begreifen wir, daß die Schulbauplanung eine Aufgabe ist, die überall auf ihre Lösungen harret, daß wir also hier genauso in die komplexe Dynamik dieses Prozesses eingespannt sind, wie andere anderswo. Gesetze und Behörden ermöglichen es. Die Sensibilität dafür muß aber erarbeitet werden.

Die Umwelt der Schule, ihre Atmosphäre muß Spielraum bieten für extensive und intensive Aktivität, für das Improvisieren, für das Spontane, die Selbstgestaltung. Die Möglichkeiten für die Architekten ergeben sich erst nach dem Eindringen in diese Problematik; ich brauche nicht zu schildern, welche schöpferische Interpretation daraus folgen kann. Der Schule als offenes Haus, als Ort der Entfaltung der Jugend und gleichzeitig als jener der außerschulischen Erwachsenenbildung sei ebenfalls bedacht, vor allem um auf weitere Möglichkeiten hinzuweisen: es wäre nämlich denkbar und vielleicht wünschenswert, durch Überwindung verwaltungstechnischer Abgrenzungen sogar möglich, daß in Zukunft Gemeinde, Kirche, Land und Staat ihre Einzelinitiativen auf diesem Gebiete, also Schule, Jugendheime, Kulturheime, Kindergärten und ähnliche Einrichtungen, statt parallel nebeneinander laufen zu lassen, zu komplexeren Gebilden konvergieren ließen, damit sich mehr das Gemeinsame als das Trennende herauskristallisiert. Das nützt jedem Teil, senkt die Kosten, erhöht den Gebrauchswert weit über das Maß der Einzelmöglichkeiten hinaus; es ist eine Potenzierung der finanziellen Mittel durch Zusammenlegung und ein Abbau funktioneller Monologe.

Es muß angeführt werden, daß solche Möglichkeiten bereits teilweise geplant wurden, nur meine ich hier nicht die bloße Addition, sondern die Integration als erstrebenswertes Ziel.

In ähnlicher Weise könnte man die Problemstellung der Gemeinschaftszentren erörtern als Orte des Gesprächs, der gesellschaftlichen Feiern und Feste, des Spiels, des Schanens, der Kontakte, oder jene der Kirche, wo der Dienst am Nächsten als wirkliches gottesdienstliches Handeln mehr in den Vordergrund rückt und eine Wandlung vom numinosen zum humanen Raum vor sich geht. Dieser skizzenhafte Versuch, der keinen Anspruch auf Vollständigkeit und umfassende Darstellung erhebt, soll nur einen Einblick in die Ausgangsposition vermitteln, wo also der Ansatz zur baulichen Einkleidung zu suchen ist.

Möglichkeit ist nämlich nur dann gegeben, wenn man sie als solche erkennt und wahrnimmt.

Sie haben gemerkt, daß das ein Wort an die Planer war. Ich darf hier einige Ausführungen von Alfons Leitl über deren Aufgaben abschließen, um die Spannungen zu verdeutlichen, die zwischen Möglichkeit und Verwirklichung liegen. „Die Wirklichkeit der Menschen ist es, die den Architekten vorrangig interessiert und interessieren muß; er wird sich nach ihr umsehen, zuerst nach der gegebenen und wenn diese dem kritischen Urteil nicht standhält, nach einer neuen Wirklichkeit, einer besseren, dem Menschen gemäßen und deshalb anzustrebenden. Nichts anderes ist gemeint, wenn der Architekt als verpflichtet gilt und sich selbst an diese Verpflichtung gebunden fühlt, das von der Zeit Gebotene, das Notwendige, zu tun und also „zeitgemäß“ zu bauen.

Daß freilich die Zeit, sobald man ihrer habhaft werden will, dem Zugriff leicht entgleitet, ist eine von den wichtigen, bisweilen schmerzlichen Entdeckungen, die auf dem Wege jedes Architekten liegen. Denn die Zeit ist keineswegs eindeutig. Sie ist ein weitgespannter Komplex.

Nicht so sehr im Detail der immer weiter greifenden Apparaturen, deren technisch wirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten nur selten seiner Mitwirkung anheimgegeben sein werden, sondern davon, wie der Mensch, der Einzelmensch wie der gesellig-gesellschaftliche, inmitten der großen Kalkulationen, der Massenballungen und Massenverschöbungen seinen humanen Lebensraum bewahren kann, um ein volles, unverkürztes lebenswertes Dasein zu führen.

Dieses Thema wird der Architekt nicht allein theoretisch und meditierend verfolgen, sondern sehr real daran arbeiten, bisweilen gegen seine Auftraggeber — die Zeit im weitesten Verstande — heftig kämpfend. Sagen wir „der Architekt“, so wissen wir, daß nur selten ein einziger die Summe der notwendigen Kraft in sich vorfindet, schöpferisch zu denken und zu unterscheiden und zugleich das Gedachte und Erstrebt zu verwirklichen. Es wird also auf eine natürliche Arbeitsteilung und Ergänzung der Energien in der Gruppe hinauslaufen.“ (1)

Dieser Gedanke ist etwas gekürzt wiedergegeben, aber er erhält einerseits, „wieweit die Überzeugung der Architekten von ihrer umfassenden Zuständigkeit und ihrer Verantwortung in der Gesellschaft reicht“, andererseits wird die Verflechtung ersichtlich, aus der heraus sich eine Idee, eine Interpretation Bahn schlagen muß.

Dies erfordert in einer Zeit pluralistischen Gepräges und dynamischer Aktivität mehr als nur reine Berufsausübung im Sinne einer handwerklich-geistigen Dienstleistung.

Zwar ist das aus solcher Haltung hervorgegangene Werk das Wichtigste, nicht minder notwendig ist jedoch heute der Einsatz und die Bemühung um die Bewußtmachung der Zusammenhänge in der Öffentlichkeit.

Nun einige Gedanken zu unserem Wohnbau, als die numerisch größte Bauinitiative im Lande und als ein Beispiel für die Erörterung der Frage nach der Verwirklichung von Architektur.

Wenn wir die Entwicklung des Hausbaues, sei es jene des Einfamilienhauses wie jene der Eigentumswohnungen, die beide nach dem letzten Krieg zuerst langsam, dann vehement in Erscheinung getreten sind, erörtern wollen, so muß etwas von den Voraussetzungen eingeblendet werden, die der ganzen Frage zugrunde liegen.

Die eine Entwicklung ging auf der Basis des Grunderwerbs zu niedrigen Preisen, also geringer Baudichte, die andere auf der Basis von wenig und teurem Grund, also hoher Baudichte vor sich. Charakteristisch für beide ist die bauliche Durchführung auf Grund der Privatinitiative, in völlig willkürlicher Weise sich lediglich am käuflichen Bauland orientierend.

Staatliche wie Provinzialgesetze, die diesen Sektor regulieren sollten, sind erst nachhinkend erlassen worden, Bebauungspläne sind seit einigen Jahren, aber nur für wenige Hauptorte gesetzlich verankert.

Andererseits war diese Privatinitiative erwünscht als die einzige Möglichkeit, um zunächst überhaupt den großen Wohnungsbedarf zu bewältigen. Diese Entwicklung entspricht ganz jener des Auslandes und des übrigen Inlandes.

Was ist aber heute, im Abstand von 20—25 Jahren seit seinen Anfängen festzustellen:

1. daß sowohl auf dem Lande wie in den Städten eine mehr oder weniger große Expansion der Orte vor sich gegangen ist und anhält, bei gleichzeitiger Verkümmern des Wohnwertes dieser Gebiete als Umwelt des Menschen;
2. daß die Bauträger von den vielfältigen Möglichkeiten, die es zur Verhinderung solcher negativen Erscheinungen gäbe, oft nichts wissen, sie aber Kraft ihrer Verwirklichungsweise gar nicht wahrnehmen könnten und vielleicht auch nicht möchten;
3. daß die Ideale von der rechten Behausung der Familien wie der Gemeinschaft der Bevölkerung nicht recht bekannt sind und daher diese als Partner im Ringen um die Gestaltung dieser Frage nicht vorhanden ist; also kein Regulativ darstellt, kein echter Kontrahent ist.

Um die Problematik, um die es hier geht, besser umschreiben zu können, möchte ich ein Bild anführen:

wir haben im Lande herrliche Beispiele von Gemeinschaftsanordnungen: Tramin, Klausen, Storzing, Mals, Neumarkt u.a.m. Nehmen wir Neumarkt, um zu sehen, wie hier die Menschen behaut sind.

Jedes Haus steht auf einer langgestreckten Parzelle, von der Marktstraße bis zum rückwärtigen Zufahrtsweg reichend und dient zur Bohrerbergung der Menschen, zur Unterbringung des Viehs, zur Speicherung der Ernte, zur Einkollerung des Weines und Obstes. Unter einem Dach, das alle Bereiche überdeckt, entsteht eine Art Mesoklima, mit bester Querdurchlüftung, Sonnenschutz und Witterschutz, also noch zusätzliche Räume schaffend wie Dielen, Hallen, Höfe, Treppenaufgänge, Aufhängeplätze usw. Hier ist ein Reichtum im Räumlichen wie im Funktionellen vorzufinden, man könnte von Überfluß reden, jedenfalls ist hier die Fülle der Möglichkeiten genutzt. Aber sie erschöpft sich nicht im Einzelhaus, dieses kommuniziert optisch da und dort mit den Höfen des Nachbarhauses, ist ein Teil der Straße, auf die es in Erkom hereinragt, besitzt über Laubengänge wiederum eine adäquate Vorlängerung des Hauses für den außerfamiliären Kontakt. Hier überblickt man größere Räume, erfährt das Geschehen, kauft, handelt, reinigt und spielt. Was ist das für ein großartiges Ganzes. An ihm wie an vielen anderen Beispielen kann man ersehen, wie groß die Vielfalt der Verwirklichungen humanen Wohnens ist.

Hier sind alle echte Nachbarn, der Bauer, der Kaufmann, der Lehrer, der Arzt, der Wirt, der Geistliche, der Handwerker; alles ist in inniger Verflechtung vereinigt: Arbeit, Verkehr, Tiere, Ernte, Fest, Spiel und Schule.

Was hier anhand eines Marktflückens erläutert wird, ist teilweise und in abgewandelter Form auch für unsere bäuerlichen Gehöflgruppen gültig.

Was geschieht aber, wenn der Bewohner dieses Marktflückens sich aus irgendeinem Grund, der seine Erwerbgrundlage verändert hat oder ein Verbleiben im Ort unzweckmäßig erscheinen läßt, sich um eine neue Behausung umsieht.

Er baut ein Einfamilienhaus. Er kauft den Grund, beschafft die Geldmittel, sucht einen Projektanten, betreibt die Baulizenz, verhandelt mit dem Handwerker, kauft Material, sorgt um Wasser, Licht, Telefon, Kanalisierung, baut, bemalt, begrünt, zäunt ein und beschriftet sein neues Haus. Dies stellt die Selbstständigkeit des Wohnbedürfnisses dar, es ist die Teilkleidung einer Gesamttätigkeit, deren andere Teilaspekte anderweitig besorgt werden. Die Bewältigung dieser Arbeiten kann ganz allein vom Bauwilligen betrieben werden.

Wie arm aber ist meist diese neue Art zu wohnen; alles ist in Miniaturausgabe vorhanden: der Grund, der Raum, die Möglichkeiten, die Umwelt, die Nachbarschaft, die Natur; und das Negative an allem ist die Summe dieser Einzelinitiativen. Diese Agglomeratzen haben nichts, was sie in städtebaulicher Hinsicht auszeichnet. Weder gelingt es ihnen, die selbstgestellte Aufgabe in der besten Weise zu lösen, noch kann ihr Beitrag für die Gemeinschaftsanliegen nennenswert sein, es ist geradezu ein babylonisches Aneinanderbeplanen.

Eigenartigerweise birgt diese Einzelhausform aber unerkennbar alle möglichen Ableitungsformen in sich: durch Reihung die des Reihenhauses, durch Aufstockung die des Stockwerk- oder Laubenganghauses, durch Abwinkelung die des Atriumhauses, durch Treppe die des Terrassenhauses, durch Potenzierung der Höhe die des

Turmhauses; durch Variation und Kombination dieser Typen würden noch unzählige Möglichkeiten entstehen, so daß sie ihrerseits in neue, komplexere Strukturen aufgingen.

Wollen wir aber zunächst eine Feststellung machen:

keine dieser Möglichkeiten ist für denjenigen gangbar, der einzeln baut, dazu müßte er sich lange vor dem Bauen mit anderen zusammensetzen, um die viel mühsamere Aufgabe der Gemeinschaftsplanung anzugehen:

— erstens aber bedarf es dazu einer noch nicht eingeübten Freude zum Zusammenschluß unter Menschen;

— zweitens bedarf es einer viel intimeren Kenntnis der ungleich größeren Möglichkeiten in planerischer, technischer, wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht in der Bevölkerung, um diese Bauaufgabe zu diskutieren, zu verstehen und zu bewältigen.

Beides ist in unserem Lande im Laufe der Jahrhunderte oft und oft durchgeführt worden. Ich kann hier nicht auf die Anlässe eingehen, die jeweils für die Bildung der geschlossenen Orte ausschlaggebend waren, ob also aus Gründen der Befestigung, der günstigen Handelsposition usw., sie sind auch nicht bedeutsam für diese Erörterung.

Aber während wir eine umfangreiche Literatur über den Tiroler Haus- und Hoftyp haben, von der übrigens viel Anwendungsökologie abgeleitet wurde, ist über unsere Städte, Marktflücken und Dörfer, vor allem was ihre Siedlungsmerkmale, ihr urbanistisches Konzept, der Reichtum der offenen und geschlossenen Räume, in denen der Mensch sein Leben führt und gestaltet, weniger vorhanden, vor allem aber so winzig wenig in unserem Bewußtsein eingepreßt.

Was sich aber in der Welt abspielt, ist eine immer mehr um sich greifende Verstädterung, und wir dürfen nicht meinen, das sei bei uns nicht auch der Fall. Ich habe leider keine Statistik über unser Land, in der benachbarten Schweiz sieht das etwa folgendermaßen aus:

„Während 1850 nur 6,4% der Bevölkerung dieses Landes in Ortschaften mit über 10.000 Einwohnern lebten, stieg dieser Anteil bis 1900 auf 22,0%, bis 1950 auf 36,5%, bis 1960 auf 42% und bis Ende 1965 sogar auf 44,9%. Geht diese Entwicklung in diesem Ausmaß weiter, werden Ende dieses Jahrhunderts 3/5 aller Einwohner in Ortschaften städtischen Charakters wohnen. (2)

Wenn auch dieser schweizerische Durchschnitt nicht ohne weiteres auf unsere Verhältnisse paßt, so bewirken andererseits bei uns eigens dafür erlassene Staats- und Landesgesetze, durch Einschränkung der Bautätigkeit auf geschlossene Orte, eine Beschleunigung dieses natürlichen Prozesses. Demnach ist die Aufgabe, weiterhin Einzelbauten in den weiten, unberührten Naturraum zu setzen — erstrangige Aufgabe ganzer Architektengenerationen und sicherlich eine vom Besiedlungsvorgang unseres Landes hergeleitete Behausungsform — vorbei. Wo trotzdem in diesem Sinne weiter geplant, gebaut und bewilligt wird, als ob diese Bedingungen noch gegeben wären — obwohl „Landschaft“ auf gesetzliche Mindestabstände zusammengeschrumpft ist — plant, baut und bewilligt man Slums von morgen. Die Aufgabe, im Stadtraum zu bauen nach den Gesichtspunkten der rechtlichen und Bauvorschriften und mit ein bißchen Fassadenkosmetik — oft fast ausschließlich Beschäftigung der Bauleute, aber wie oft auch selbstverschuldetes Gefangensein — führt in den allermeisten Fällen zu ebensolchen Slums.

Unser Land ist heute schon reichlich damit eingedeckt und es ist erstaunlich, daß das hingenommen wird: hier zeigt sich die Ahnungslosigkeit gegenüber den Aufgaben der Planung und bewirkt Kapitulation, wo diese erst beginnen sollte. Die Aufgabe für die Gemeinschaft zu bauen, ihr vielschichtiges, buntes, verwobenes und verflochtenes Leben in sinnvolle, offene und intime Bereiche einzukleiden, den — kostenlosen — Reichtum, ja ich möchte sagen, den Überfluß des komplexen, vielgestaltigen Behausens zu wagen, dieses bereichernde Unterfangen zu starten ist heutige Aufgabe, eine geradezu grandiose Chance inmitten der Berge — und vor allem dort, nicht zuletzt auch wegen der beschränkten Mittel. Kann das Bergland nicht auch Vorteil sein? Wieviel anders und schöner könnten wir wohnen!

Was wir also heute vor uns haben, ist die Bewältigung der Masse und ich vertrete hier die Meinung, daß wir dieses Problem zum

Gegenstand unserer täglichen Bemühungen machen müssen. Die internationale Fachliteratur bietet schon viele Vorschläge und Idealvorstellungen über diese Aufgabe an, die Industrie bemüht sich immer mehr um die Vorfertigung, um die große Serie, der Bauvorgang wird immer häufiger vom Grundstück in die Fabrik verlegt. Der vielbemühte Begriff der Bodenständigkeit wird nicht mehr anwendbar sein, weder weil das Bauwerk am Boden entstehen, noch weil es mitunter auf dem Boden stehen, noch weil es großen Bestand haben wird.

Diese Perspektive, die nicht allzuferne Zukunft sein wird, bringt die Frage nach Verwirklichungsmöglichkeiten für heute mit sich, die ich an realisierten, bzw. realisierbaren, einfachen Beispielen aus dem benachbarten Ausland und aus der Nachbarprovinz erläutern möchte.

1. Wohnort Halen bei Bern von den Architekten des Teams Atelier 5, Bern.

Manche von Ihnen werden diese Bebauung kennen.

Dieser neugegründete Wohnort liegt 4,5 km nordwestlich von Bern in einer südwärts geneigten Waldlichtung, die durch Forstgesetze weitgehend geschützt ist. Halen kann weder erweitert, noch in eine größere Überbauung einbezogen werden.

Für die Gemeinde bedeutete der Bau einen massiven städtischen Einbruch in eine durch Überlieferung stark gebundene Gesellschaft. Daß es trotzdem möglich war, eine konzentrierte Überbauung mit ihren ungewohnten baulichen Folgen zu verwirklichen, ist dem glücklichen Umstand zu verdanken, daß die Architekten mit einer kompetenten und einsichtigen Behörde verhandeln konnten." Das Prinzip dieser Anlage „liegt sozusagen allen Formen des Städtebaues zugrunde, die vor der industriellen Revolution gültig waren. Halen ist am nächsten mit den Gründerstädten des Mittelalters oder mit mediterranen Siedlungen verwandt.“ (3) Auf 25.000 qm Boden und 6.000 qm Wald, also 31.000 qm Gesamtfläche, von der ca. 13.500 qm überbaut sind und der Rest, als zusammenhängende Grün- und Waldfläche, Miteigentum aller ist, wohnen 280 Personen in 81 Einheiten. Einige üben ihren Beruf in der Siedlung aus. Für die anderen ist er Wohnort im Grünen, wo sie sich ganz ihren Familien widmen können. Ihre Freizeit verbringen und das Bedürfnis nach Natur in einer vollwirksamen Weise erfüllt sehen.

Diese Form des Zusammenlebens ist ein Beispiel, wie man menschliche Behausungsfragen in umfassender, humaner Weise bewältigen kann, und „wie es mit einer kompakten Überbauung möglich ist, ein geformtes Bild der Umwelt, eine neue Landschaft zu schaffen.“ (3)

2. Projekt Moos von Arch. Josef Lackner, Innsbruck.

Zum Unterschied vom vorherigen Projekt bezieht sich dieses auf die Behausung von 3000 Personen in 600 Wohnungen und ist als Anti-Stadt in die Literatur eingegangen.

Die Planungs-idee dieser Wohnstruktur ist folgende: „Wohnen auf dem Lande mit städtischer Dichte und doch allein im Naturraum, um einem Ideal des Menschen Geltung zu verschaffen, das man umschreiben könnte als die große Partnerschaft von Mensch und Natur.“

Das Projekt ist besonders deshalb interessant, weil es einen Weg aufzeichnet, wie man die prekäre Baulandfrage in jeder Situation bewältigen kann, ohne es der Landwirtschaft zu entziehen, ohne den Naturraum einzuschränken oder seinen Genuß zu einer Farce zu reduzieren. „Ein rationelles Konzept wurde mit den menschlichen Forderungen verbunden: 3000 Menschen leben zusammen in einem großzügig konzipierten Haus, haben aber ein unerreichtes individuelles Wohnenerlebnis, Sonnenauf- und Untergang können von Horizont zu Horizont erlebt werden. Weit und groß ist der optische Bereich jedes Bewohners. Die städtische Klein- und Scheinwelt wird durch ein Naturerlebnis ersetzt. Die Familienwohnung bietet viel Fläche und Raum. Die Quadratmeterzahl hört auf, Wirtschaftsfaktor zu sein.“ (2)

Das Projekt ist von einer Schweizer Planungsgruppe durchanalysiert und vollständig kostenmäßig errechnet worden, wobei sich eine Wirtschaftlichkeit gegenüber traditioneller Überbaumethoden ergeben hat, die bei 25% je qm überbauten Raums, 30% je qm

Wohnfläche und bei 50% bei den Erschließungskosten liegt, welche aber nicht der Gemeinde anfallen, weil das Bauwerk vollkommen autark ist. Die verbleibende Grünfläche, bezogen auf das zu solcher Dichte erforderliche Bauland, ist 95%, gegenüber bestenfalls 58% bei gleicher Dichte und konventioneller Überbaumweise.

Das Verblüffende daran ist jedoch, was Bauen ohne Bauland genannt wird. Landwirtschaftliches Nutzungsgebiet bleibt als solches erhalten, es wird durch die Bodenspekulation nicht in seiner Preislage verändert, was in der Nähe der Städte infolge der Erschließung ständig überholenden Nachfrage immer passiert und daher von Anfang jede gute Planung präjudiziert. Wenn man an die allgemeine Verschuldung unserer Gemeinden denkt, die Belastung jedes Steuerzahlers mit Abgaben, die zur Erstellung und Instandhaltung der weitläufigen Infrastrukturen, der Beleuchtung, der Gehsteige, zur Beseitigung der Straßenkehrräder, Verkehrspolizisten usw. dienen, ganz zu schweigen von dem allgegenwärtigen Verkehrslärm, der Verkehrsgefahr und der vom Verkehr versauhten Luft, so ist dieses Projekt sicherlich auch in dieser Hinsicht ein Affront, der zum Nachdenken zwingt.

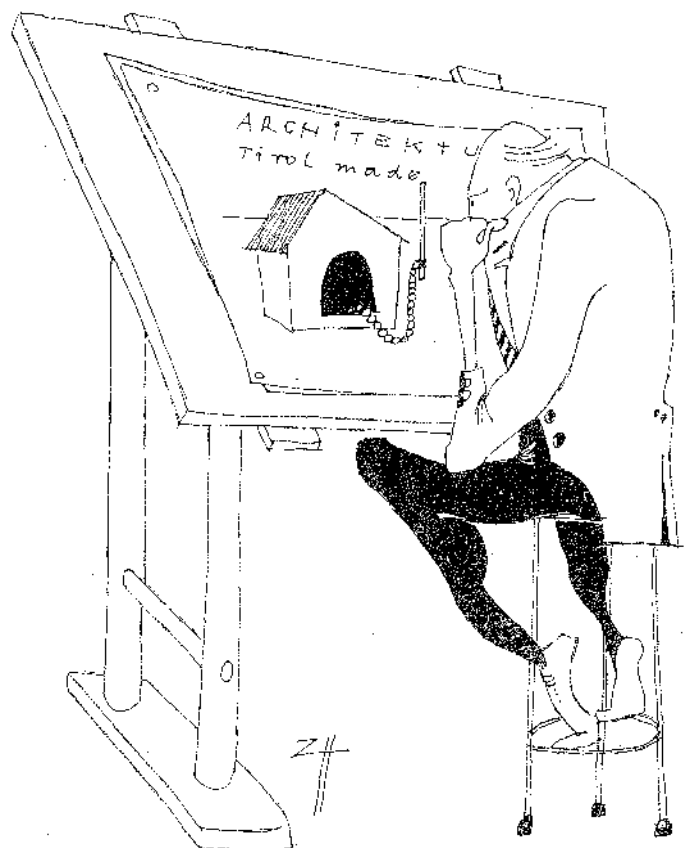
Zunächst eine Zwischenbilanz:

die Erörterung dieser zwei Projekte, denen mehrere andere zur Seite gestellt werden könnten, um den Umfang der Möglichkeiten in einem interessierten Kreis näher auseinanderzusetzen, hier aber nicht behandelt werden können, ergibt eine neue Einstellung zur Frage, wie baut der Mensch in der Naturlandschaft.

Welches sind die Eigenschaften der Landschaft?

Prof. Norberg Schulz - Oslo schreibt dazu:

„Es mag unmöglich vorkommen, diese Frage zu beantworten. Landschaften sind ja unendlich vielfältig, obschon wir vielleicht von gewissen Typen sprechen können. Und doch haben sie alle



eines gemeinsam: die Kontinuität. Die Landschaft bietet immer einen zusammenhängenden Hintergrund, auf dem menschliches Tun und menschliche Werke sich abzeichnen. Die Landschaft dominiert deshalb das Menschenwerk und hat dadurch eine vereinende, ordnende Funktion.

Die erste Konsequenz dieser Feststellung ist, daß die Bebauung eine relativ starke Konzentration und relativ bestimmte Grenzen aufweisen muß. Mit anderen Worten, die Bebauung sollte Figuralcharakter im Verhältnis zur Landschaft besitzen, und es ist Aufgabe des Architekten, solche Figuren zu schaffen." (4) Vorhandene Figuren in unserer nahen Umgebung aufzuspüren, ist nicht schwer: die Gehöftgruppe, das Hausendorf, die Häuserzeile, die Burg, die Talsperre, die Autobahn, die Brücke, die Stadt, das Kloster, der Turm usw. Wir müssen also gemeinschaftlich lernen, größere Komplexe, wie sie sich aus der Bewältigung unserer massiert auftretenden Probleme ergeben, in die Landschaft zu setzen. Das erfordert großes Können von Seiten des Projektanten und einen Einsatz in der Beurteilung durch die Behörden, der weit über ihr tägliches Soll hinausgeht. Hier meldet sich eine Aufgabe an, an der wir klar erkennen, wie unzureichend die Methoden der Beurteilung sind.

Landeshauptmannstellvertreter Prof. Fritz Prior hat in Heft Nr. 5 „Das Fenster“, erklärt: „Bauen und Landesplanung treffen uns alle sosehr, daß wir es nicht aufgeben sollten, auf die Verantwortlichen Einfluß zu nehmen.

Wir sind für die ganze Misere mitverantwortlich und es gibt zum Beispiel genug einsichtige Bürgermeister, die genau wissen, daß sie in ihrer Eigenschaft als oberste Baubehörde überfordert werden."

Die vielen Versuche zur Bewältigung dieses Anliegens — die Bestrebung zum Schutze der Landschaft und zum Schutze der Heimat, zur baulichen Ordnung der Gemeinden und zur räumlichen Ordnung des Landes in seiner ganzen Fragenbreite — werden nicht automatisch dazu beitragen können, unsere Umwelt wesentlich humaner zu gestalten, wenn die bisher nicht bewältigte, hastige und willkürliche Individualbebauung jetzt lediglich darin eine Änderung erfährt, daß sie dafür gewidmete Zonen zugewiesen bekommt, aber die Chance zu einer bewußten Wahrnehmung der Möglichkeiten nicht erkennt. Je schneller die Verdichtung der Wohngebiete fortschreitet und sich ihre industrielle Verwirklichungsweise ankündigt, desto mehr wird es eine Forderung unserer Zeit werden, Planungen in größerem Maßstab als einen ständigen Prozeß zur Überwindung des Versäumnisses und des Rückstandes gegenüber den Möglichkeiten des tatsächlichen oder übergeordneten Auftrages zu verstehen.

Wenn ich hier die visuelle Komponente unserer Behausungsfrage mehr betont habe, so deshalb, weil die Erfahrung immer wieder zeigt, wie vordergründig diese, unsere Sinne unmittelbar ansprechende Komponente, die Auseinandersetzungen beherrscht; oft scheint es, nur die formale Seite gäbe uns Rätsel auf. Tatsächlich ist diese Teilfrage sofort wieder in Ordnung, wenn auch die anderen Aspekte der Gesamtfrage, wie nämlich Einzelmenschen wie Menschengemeinschaften inmitten der großen Massenbauungen der Gegenwart ihren humanen Lebensraum bewahren und ihr Dasein voll entfalten und lebenswert gestalten können, mit schöpferischer Initiative und Sensibilität in die täglichen Anstrengungen aller Verantwortlichen einbezogen werden. Unsere Situation ist durch großen Mangel in dieser Hinsicht charakterisiert, ebenso krank ist daher unsere gebaute Umwelt.

Damit komm ich zum letzten Thema, das ich nur mehr streiten möchte, weil es im Großen und Ganzen bereits als mitbetrachtet gelten kann; nämlich den Tourismus und seine Auswirkungen in baulicher Hinsicht. Hier ersieht man besonders deutlich, wie das Phänomen Masse in Erscheinung tritt.

Ich weiß, daß unsere Fachleute auf diesem Sektor mehr von Qualität als von Quantität sprechen, aber sein entscheidender Aspekt für unsere Betrachtungen ist doch der ungeheure Andrang der Mengen in einem Durchzugsland, wie das unsere, das in der geographischen Mitte zwischen den Ballungszentren nördlich und südlich der Alpen liegt. Diese zusätzliche, mobile Menschenmenge bevölkert im Jahreszeitlichen Rhythmus die verzweigten Täler,

um den sommerlichen Urlaub zu verbringen bzw. dem Wintersport zu fröhnen.

Zu deren Beherbergung ist viel gebaut worden, meist nach den gleichen chaotischen Merkmalen, die schon geschildert wurden, mit zusätzlichen Infrastrukturen für die Beförderung der Gäste zu Aussichtsbereichen und Abfahrtspisten. Hier überlagert sich der Andrang aus dem eigenen Land mit dem aus den fremden Gebieten, so daß es Situationen von eigenartiger Virtuosität ergibt.

Kein Wunder, daß sich hier für einzelne Orte internationale Hotelkonzerne oder Finanzierungsgruppen früher zu Worte melden als beispielsweise im Wohnbau, wo es sicher noch massierter kommen wird.

Und schon haben wir die verzwickte Situation, die ich angedeutet habe: wie verhält man sich dazu, wie beurteilt man, wie baut man.

Sind wir uns bewußt, welche Möglichkeiten da offen stehen? Bedenken wir, daß die Freizeitwelt eine ebenso dynamische Entwicklung durchmachen wird wie die Arbeitswelt, daß die Urlaubszeit zunehmen, das Pensionsalter sinken wird, daß immer mehr Menschen sich einen Alterssitz weit weg von zuhause sichern werden, das Durchschnittseinkommen, die soziale Sicherheit und die Ansprüche ans Leben steigen werden, daß sich ganz allgemein die Menschen immer mehr auf der Fahrt durch diese schöne Welt befinden werden.

Vielleicht werden wir uns angesichts dieser Aufgabe dazu durchringen, für den Menschen neue Konzeptionen zu entwickeln, wie man für die Freizeit baut und welche Möglichkeiten gerade das Gebirge dazu bietet, um zu lernen, wie man für unsere Zeit baut.

Vielleicht ist es der Homo Ludens, der in uns die verfahrenere, fantasievolle Umwelt unserer Erweiterungsgebiete in Stadt und Land über dem Umweg der neuen Freizeitorte zu einer großartigen Schau unserer Möglichkeiten veranlassen könnte.

Ein schönes Beispiel — das dritte in unserer Betrachtung —, wie ein großer Komplex des Fremdenverkehrssektors in die Landschaft gestellt werden kann, ist im Auftrag eines Industriekonzerne für den Urlaubsaufenthalt der eigenen Betriebsangehörigen von Architekt Gellner, Cortina, in Borca di Cadore errichtet worden.

Auf einem steilen, großen, mit Föhren bestandenen Schuttkegel ist eine lockere, bunte Freizeitstadt entstanden mit Bauten und Raum für die Familien und ihren erdlich willkommenen Kindern — den ganzen Trubel der lauten Jugend — Flächen für das Spiel, die Entdeckung der Bergwelt, sorgfältig geplante Anlagen für Hobbys, Kampieren, Pfadfinderlager, Jugend- und Junggesellenheime, Clubs mit Freizeitschule, Hotels, Kirche, Läden, Tennis, Boccia, Theater, Musik, Tanz usw. Aber nicht nur das, vor allem welche gestalterische Fülle, welche raumschöpferischen Anliegen, welche großer und weiter Fächer der Einfälle, ein unerwartetes Wechselspiel zwischen dem Werk des Menschen und der Präsenz der Natur, eine Fülle für das Entdeckerherz. Das alles ist mit größter Liebe und Achtung in die Landschaft eingefügt aber auch der großen Gelegenheit eingedenk, hier für die Menschen von heute eine neue, zeitgemäße Umwelt zu schaffen, wodurch sie — gerade durch die Muße des Urlaubs — wieder verstehen lernen, füreinander und miteinander das Leben und das Behausen zu meistern.

Oder bleibt uns nur mehr im Urlaub die Chance, die Fülle der Möglichkeiten unseres Erdenlebens zu bewältigen?

Plötzlich steht über der drückenden Frage des Quantitativen die Faszination des Lebendigen, des Schöpferischen, die Qualität des Engagements: Substanz, aus der moderne Architektur den Reichtum ihres Zeitbeitrages schöpft.

Zum Schluß möchte ich nochmals einem Mann das Wort geben, dessen Bauten und Gedanken lebendige Bekenntnisse zu unserem 20. Jahrhundert sind: Architekt Lackner, Innsbruck.

Er schreibt anläßlich der Vorlage seines Hotelprojektes für Mörsorn, das hier in einem Bild gezeigt wurde, folgendes: „Unsere Zeit mit ihren technischen Mitteln gibt uns Möglichkeiten, um welche uns vorangegangene Generationen beneidet hätten. Es ist also an uns, jede bautechnische Errungenschaft zu nützen, ihre eigene Ökonomie zu entdecken und die Phantastik neuen Bauens zu begreifen. Die Natur steht diesem Wollen neutral gegenüber — sie ist es

nicht, welche Sentiment und Stillstand im Schöpferischen verlangt. Der Mensch arbeitet mit jeder seiner baulichen Handlungen streng genommen gegen die Ordnung der Natur — andererseits aber ist sein Bedürfnis wiederum als höchst natürlich zu bezeichnen. Bodient der Bauschaffende sich der optimalen geistigen und materiellen Mittel, so wird er damit ihnen gemäßige Wahrheiten schaffen und sein Tun als kulturelle Tätigkeit bezeichnen dürfen." (5)

Ich habe versucht, einige wenige Antworten zu den gestellten Fragen zu geben, welche Möglichkeiten in einer Zeit ständiger Neubestimmung und Neubestimmung für das Anliegen der Architektur vorhanden sind und weshalb deren Verwirklichung — als echt menschliches Anliegen — in einer Zeit progressiven technischen Fortschritts einen überdurchschnittlichen Einsatz erfordert, um sie zu Chancen werden zu lassen.

- (1) Alfons Loii: Emil Steffan an die Verantwortung des Architekten. Christliche Kunstblätter, 1969, S. 54.
- (2) Die Anti-Stadt, Vorschlag für eine dritte Siedlungsform mit Zukunftsforderungen; hrsg. Biotechnische Forschungsgesellschaft Wetzikon, 1966.
- (3) Wohnort Halen, eine Architekturreportage; die Quadratbücher, Band 36/37, Tschudy-Verlag St. Gallen und Stuttgart, S. 1 u ff.
- (4) Architekt Prof. Dr. Norberg Schütz, Oslo: Bauen in der Landschaft; Boilago zum Ideenwettbewerb für das Gemeinschaftszentrum in Lech a. A. 1968.
- (5) Josef Lackner: Hotelzentrum Mösern in Tirol, Vorschlag und grundsätzliche Überlegungen. Baumeister 1966, S. 804.

ARCHITEKTUR ALS UMWELTGESTALTUNG

Dr. Oswald Zögeler

Architektur ist nicht Häuser bauen

Architektur ist die Wissenschaft, die versucht, den Menschen die Welt, den Raum (um sich) bewohnbar zu gestalten, das Leben zu erleichtern und seinen Sinnesbereich zu erweitern

Architektur ist nicht Häuser bauen

Architektur ist Umweltgestalten

Der Mensch schafft sich (psychisch und physisch) künstliche Zustände — dies ist Architektur

unser Wohnbereich, die Umwelt, sie haben nicht nur drei Dimensionen, die vierte ist die entscheidendste

die Umwelt ist die ganze Welt und schon etwas mehr

Einrichtungsgegenstände und Einrichtungsmethoden sind Architektur

der „Wohnbereich“ ist nicht ein Haus

dieser Hausbegriff ist mehr als historisch

das sogenannte „Haus“ war eine Etappe dieser Umweltgestaltung schon die Stadtstrukturen im Altertum und im Mittelalter machten einen gewaltigen Schritt zu einer anderen Größenordnung — sind etwas anderes als bloß aneinandergereihte Häuser

dieser längst schon notwendig gewordene Schritt führt zu einem anderen Maßstab, zum Stadt — Land — Territorialmaßstab der Makrostrukturen

Architektur ist nicht Häuser bauen

Das Haus stirbt vor der Geburt am Reißbrett weil es für die Ewigkeit gebaut ist

es ist vollkommen gleichgültig wie heute ein Einfamilienhaus aesthetisch aussieht es ist nicht für unsere Zeit

„Architektur“ ist heute ein Mißverständnis, jeder Architekt und Nichtarchitekt weiß, was „Architektur“ ist, was „Architekten“ tun müssen: „Häuser“ bauen und jeder Architekt und Nichtarchitekt

weiß wie ein „Haus“ aussieht — das ist das Vorurteil — der Fehler — der Kurzschluß

Architektur ist kein ästhetisches Problem

der Architekt sollte nicht der sein, der jedem seinen Geschmack aufdrängen will (der einzige, der wissen will, wie ein Haus schön ist) — falls er wegen seines „Geschmackes“ Architekt sein will ist dies mindestens geschmacklos

Befreiung der Architektur von den herkömmlichen Baumaterialien — Architektur ist vierdimensionaler Raum, ist materieller und imaginärer Raum

die Baumaterialien überschreiten im elektronischen Zeitalter die materiellen Grenzen (es gibt aufgeblasene, genähte, geklebte und chemische Architektur) — es gibt Strahlen, die Architektur machen, Energie, Drogen sind Architektur für krankhaft glückliche, Musik gestaltet Raum, baut Imaginationsarchitektur

Architektur ist nicht Häuser bauen

der Spielraum zwischen „schöner und häßlicher“ „Architektur“ in unserer Zeit kommt von einer Art Architektur-Krise, da die neue Architektur gegenüber der alten Architektur zu wenig neu ist

Architekten beklagen sich, daß sie nicht bauen dürfen wie sie wollen, wie sie es für „nett“ finden — sobald sie wirklich neue Erfindungen machen werden, die technische, psychologische, soziale und ökonomische Fortschritte im Bauen und Wohnen bringen, wird es kaum mehr Probleme geben, werden auch neue ästhetische Werte geprägt

wir haben eine Art technische Sensibilität, im besondern eine „Autosensibilität“ — in diesen Gebieten werden die technischen (funktionellen) und psychologischen (emotionalen, unfunktionellen) Fortschritte bedingungs- und skrupellos angenommen

Erfindungen haben absoluten Wert, sind nicht mit alten Maßstäben zu messen — in jeder Hinsicht

Raumanzug, Radarstation, U-Boot, Luftkissen, Helikopter, Formell Rennwagen, Dragster und Jets sind von und für unsere Zeit. Nur im Wohnbereich und bei Stadtstrukturen leistet man sich den mit-leiderregenden Luxus einer gefälschten Antike

die Wohnzelle könnte dehnbar, erweiterbar, zusammenschraub-bar, aufblasbar, auswechselbar, zusammenfaltbar, beweglich, trans-portabel, transformabel, leicht durchsichtig konsumabel, wegwerfbar usw. sein — die Wohnzelle ist persönlicher als ein Kleidungs-stück, ist eine Art Kleidungsstück

falls ein Auto in einer dem heutigen „Häuserbau“ entsprechen- den Methode gebaut würde, würde es materiell fünfzigmal so teuer sein, schlechter funktionieren und aussehen wie eine Kutsche

Falls ein bewohnbarer Raum in einer der Autoindustrie entspre- chenden Methode konstruiert würde, könnte er fünfzigmal so bil- lig sein, besser funktionieren und nicht aussehen wie ein Haus

Nach Statistik:

200.000 Jahre waren notwendig, die Bevölkerung der Erde auf 2 Milliarden zu bringen — von 2 auf 4 Milliarden bedarf es nur mehr 40 Jahre — die Welt nach dem Modell-Holland von heute zivilisiert und besiedelt kann 12 Milliarden Einwohner ernähren

in 600 Jahren bleibt noch 1 qm pro Kopf — aber scheinbar schon vorher (nach Statistik ohne Gewähr) am 13. November 2026 (vor- aussichtliche Bevölkerung 25 Milliarden) soll ein allgemeines „Er- sticken“ eintreten — heute beanspruchen 19 Länder 70% aller Energiequellen dieses Planeten

unsere Städte sind flach und außer der jeweiligen „City“ lang- weitig verwässert

die Stadt bietet Leben, Dynamik, Kommunikation, Information, Unterhaltung usw.

sie muß intensiviert werden, sie kann nicht zweidimensional bleiben wenn sie nicht in Vororten sterben will

man stelle sich in großzügiger Höhe über dem Grünen oder über bestehenden Städten eine leuchtende, strahlende, durchsichtige, luftige, Stadt-Wellenstruktur vor — einen Kumulus von bewohnba- ren Seifenblasen — eine Struktur von Verbindungskanälen nach al- ten Richtungen — schwebende Plätze — Licht und Farben — ein lobendes, leicht bewegbares Raumnetz mit Verdichtungen — unsere flachen Städte wird man nach oben geordnet explodieren lassen müssen damit sich die luftigen Strukturen kristallisieren — man

wird Megastrukturen, konstruieren, die über unseren flachen Städ- ten ebenso hoch werden, wie die alte Stadt breit war

die zweidimensionale Dynamik muß durch die dritte Dimension integriert werden

die Landschaft vollkommen unberührt — das Grün ist nur unter und außerhalb der Megastruktur (innerhalb höchstens in Blumen- löpfen) — Licht und Luft durchfließen die dreidimensionale Stadt — die mathematische Wolke

heute zersiedelt man die Landschaft, die Vorstädte sind Pseudo- Stadt und Pseudo-Land

Privatbesitz und Städtebau sind unvereinbar

Heimat -- Heimat -- Heimat

ewig glühn golden deine stolzen aber treuen Berge

silbern strahlen deine Bergseen ewig

wie die Krüpelwalmdächer deiner Architekten

was der heutige Südtiroler für Kultur, Tradition, Charakter, Ori- ginalität und Stil hält, ist nichts als rückständig und kulturlosig- keit

Südtirols Architekten schaffen nicht Architektur, sondern hewe- sen im übertriebenen Maße ihre Impotenz

warum sieht in Südtirol jedes in den letzten Jahren gebaute Krankenhaus, jedes Hotel, jede Schule wie ein häßlicher Hiesen- bauernhof aus?

Warum jede Villa wie ein Gartenzwerg-Bauernhof?

Warum zersiedelt und überfüllt man systematisch ungeplant mit Krüpelwalmdächern die Landschaft?

Warum verstehen Südtirols Architekten so wenig von unseren wirklichen alten Bauernhöfen, von den Burgen, von den Türmen und von der Landschaft?

der Südtiroler ist rückständig, deshalb auch seriös

kulturlos, deshalb bedient er sich des alten um es nachzuahmen übriggeblieben ist ein ehrfurchtsloses, fruchtloses steriles, to- tes Spiel mit schlechtem Kitsch -- ein unterdurchschnittlicher Pop

es gibt einen Landschaftsschutz — er schützt die Landschaft nicht — es ist auch nicht notwendig — man müßte sich vielmehr vor der Dummheit schützen

die Architektur von heute hat schon begonnen — auch für die, die nicht daran glauben wollen und die Architektur von gestern ist schon vorbei, auch für jene, die noch an die von vorgestern glauben

SÜDTIROLS LITERATUR DER ZUKUNFT UND DER LETZTEN ZWANZIG JAHRE

Norbert Conrad Kaser

99% unserer Südtiroler Literaten wären am besten nie geboren, meinetwegen können sie noch heute ins heimliche Gras beißen, um nicht weiteres Unheil anzurichten.

In der Einladung zum heurigen „literarischen Kolloquium“ heißt es: „Südtirols Literatur ist tot“. Wie aber kann etwas tot sein, das es nie gegeben hat? So spreche ich nun über Dinge, die es nicht gibt.

Hermann Mumelter — Poet des Schlern

Trüber Tag

Ich wandert' einsam für mich hin,

Ein trüber Tag und trüb mein Sinn.

Und rings am Boden manches Blatt,

Das schon der Herbst gebrochen hat.

Und als ein Windhauch d'rüberglitt,

Da raschelt's rings: „Komm mit, komm mit!“

„Komm mit, komm mit!“ auf Schritt und Tritt. —

Wie mir dies heut ins Herze schnitt.

Solche Gedichte hat man nie verboten und nie verbrannt. Sie tun niemandem weh. Das sind die Exkremente einer total vertrottelten Bozner Schießbudengesellschaft, die wohl über den Dingen steht und dann und wann ihre Seele entleert. So sind unsere Dichter, so ist auch unser Dichterbild: verlogen, verkitscht und kraftlos. Gesänge an die Abendsonne im Bozner Talkessel, Trauer, Tränen und immer wieder Herbst. Von 27 Landschaftsgedichten Mumelters betreffen 14 den Herbst. Und immer wieder — direkt oder indirekt — beruft er sich in ekelhafter Weise auf Goethe, als ob der solche epigonale Schandtaten sanktionieren könnte. Besonders brutal wird Hermann Mumelter erst, wenn er ins Lokalpolitische geht:

Heimatlied des Abwanderers

Heimat, du herrliche, hei juchel!

Wie strahlst du in Schönheit und Sonnenglanz!

Ein einziger großer Jubelschrei

Erfüllt mich ganz.

So heiligstill die weite Höh',

Und alles Leben doch und Drang!

Wenn solche Herrlichkeit ich seh',

So wird mir bang.

Wer allzu heiß die Heimat liebt,

Dem bricht das Herze beim Verzicht.

Mein Herz, dem sie ja alles gibt,

Brich du mir nicht!

Eins ist es, das mich aufrecht hält:

Ist nicht mehr deutsch die Heimat mein.

So kann sie, öde und entstellt,

Mir nicht mehr Heimat sein.

Mumelter ist ganz brav in seiner Heimat gestorben. Er kann nicht besonders unter der Italienschen Oberhoheit gelitten haben. Sein Schaffen würde schon vom Schlern belohnt, und im Juni 68 stellte sich der Heimatschutzverein Bozen durch die Veröffentlichung seiner Gedichte das beste Armutszeugnis aus.

Hubert Mumelter — Maderneid

1951 ist im Tyrolia Verlag dieser Roman erschienen.

Verena, eine alternde Boznerin, macht sich auf ihrem Gut Maderneid ans Schreiben. Diese Verena heißt in Wirklichkeit Hubert Mumelter, aber das macht nichts. Zuerst schreibt sie von ihrer Kindheit. Bozen als strahlende Handelsstadt und sie als strahlende höhere Tochter. Hans Putzer, der einzige Sohn der nicht weniger reichen Nachbarn, ist für sie bestimmt. Geld bleibt am besten bei Geld. Sie werden verlobt und lieben sich auch. Aber weil es gar zu einfach wäre, gleich zu heiraten, kommt Hansens Freund dazwischen. Peter Rubatscher ist es, ein kraftvoller ladinischer Medizinstudent, der im Land herumvagabundiert. Verena verliebt sich unsterblich. Außerdem soll er das ermüdete Bozner Blut ihrer Familie wieder auffrischen mit rätischer Rasse. Hans wird farblos, Peter strotzt. Es kommt die Zeit der Freiheitskämpfe und reißt alle auseinander. Peter wird Soldat, Hans auch. Peter aber hat Umgang

mit Hornmayr und Hofer. Und dann, wie die Kämpfe in Tirol ausklingen, kommt Peter nach Maderneid: schwerverwundet. Sie hält ihn versteckt und pflegt ihn gesund. Aber es kommt auch französische Besatzung und nach Maderneid der edle Alphonse de Clermont. Er quartiert sich ein mit dem Haftbefehl für Peter. Langsam bekommt er Wind, aber er ist großmütig, denn er hat sich in Verena verliebt. Sie feiern Weihnachten zu viert: Mutter, Verena, Peter und Alphonse. Kurz danach kommt man ihnen doch hinter die Schliche. Peter flieht, Alphonse erschießt sich.

Und dann geht alles gut aus.

Der Roman ist mittelmäßig. Es ist besser, wenn Sie ihn nicht kennen. Die endlosen indirekten Reden ermüden den Leser, und auch die ewigen Landschaftsbeschreibungen, denn fast immer ist es Herbst. Nicht weniger grausig sind einige pseudophilosophische Ausführungen über das Gute und Schöne.

Die Personen sind teilweise scharf gezeichnet, lehnen sich aber viel zuviel an Goethe und Mann an. Das Südtirolerische ist ihnen aufgezwungen: sie bewegen sich schicksalsträchtig im Rahmen ihrer Robstöcke. Der kräftige Ladin hat, abgesehen von seinen kitschigen Gemütsregungen, etwas von einem Zuchtstier. Alphonse ist ein richtiger Bilderbuchfranzose und soll für den Edelmut der gesamten Menschheit geradestehen. Das schafft er natürlich nicht, deshalb bringt er sich um. Verena ist recht lebendig. Dafür kommt Hans viel schlechter weg, als er verdient. So richtig ein dekadentes Bozner Bürgersöhnchen.

Das Beste am Roman ist die Schilderung der politischen Zustände 1800—1848. Die Welterwendigkeit der Bozner und die konsequente Erhebung der Bauern. Wenn der Roman überhaupt einen Höhepunkt hat, so ist es die Beschreibung der Stadt Bozen am Tage von Tirols erster Befreiung. Geht Mumelter aber einen Schritt weiter und vergleicht er durch die Blume die heutige Situation mit der damaligen, so schneidet er sich selber und seinem Roman ins Fleisch.

Es ist ein typisches Faktum in der Südtiroler Literatur — und das macht sie unlesbar und unmöglich —, daß immer wieder mit der nun genügend glorifizierten Andreas-Hofer-Zeit die heutige Lage kaschiert wird. Maderneid ist das Paradebeispiel. Flucht in die Vergangenheit paart sich hier mit politischer Aussage zu einem reinrassig nationalistischen Monstrum. Dazu kommt noch ein Schuß Aufgeklärtheit, der eigentlich nur verschleiern soll, was man sich nicht zu sagen getraut. Mumelter macht das sehr raffiniert. Wer kann ihm angesichts seines odlen Alphonse beweisen, er hasse die Italiener bis auf die Knochen? Wer kann ihm beweisen, er sei Rassenfanatiker letzter Sorte, wenn er vom ordensprossenen, gottgewollten Geschlecht der Südtiroler spricht?

Maderneid ist tausendfach in der Literatur unserer Tanten und Väter.

Maderneid ist die politische Blindheit schlechthin.

Maderneid ist der Märtyrerroman eines leidenden Bergvolkes.

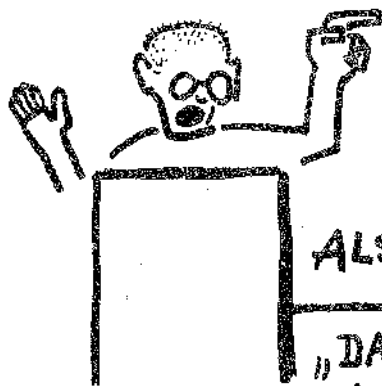
Maderneid ist eine Schweinerei.

Hildegard Hirzel-Mumelter

Maria Luise Thurmair-Mumelter

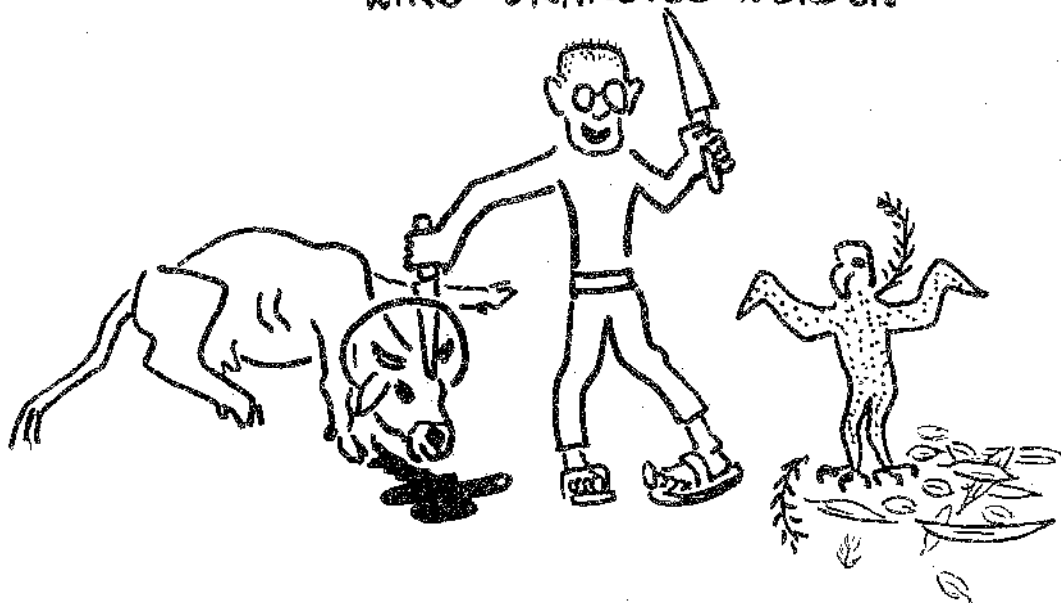
Zum Mumelter-Clan gehören auch zwei Frauen. Die eine schreibt Lyrik, die andere Prosa. Hildegard Hirzel-Mumelter schlägt einen etwas mystischen Ton an, gebaut sind ihre Gedichte vortrefflich. Keiner aber kennt sie. Wer kennt sich schon in diesem Land? Wer hilft sich weiter? So laß ich sie selber etwas sagen, wenn auch Benn und Trakl bei ihr nicht weit sind:

das rad
nach langen mühen war es so weit
er erfand das rad aber nicht die zeit
nun dreht und entdreht es sich seinem kreis
es dreht sich und dreht sich auf geheiß
es dreht sich bei tage es dreht sich bei nacht
es dreht sich doch keiner hat es vollbracht
es rückwärts zu drehen aus seiner sicht
selbst drangeflochten gelingt es nicht
nach langen mühen war es so weit
er erfand das rad und erwürgte die zeit



ALSO SPRACH N.C. KASER:

„DAS SCHLACHTFEST
WIRD GRANDIOS WERDEN“



Maria Luise Thurmair-Mumelter dagegen ist vor lauter tirolischer Fraulichkeit schon wieder unerträglich. Ihre Produkte sind Schmachtfetzen zwischen Leben und Tod. Kein Wort weiter darüber.

Gerhard Mumelter oder der letzte Schrei

Gerücht

Die Luft sei völlig
vom betäubenden Duft
des Friedens erfüllt,
behaupten sie.
Aber mein Fenster
läßt sich
nur mit Gewalt
öffnen.

So langsam zeichnet sich im Mumelter-Kulturbetrieb ein aktuelles Bild ab. Der Tonfall des 21jährigen Gerhard Mumelter bewegt sich zwar stark in den Klischees der neueren Lyrik Deutschlands, doch ist nicht zu vergessen, daß seine Vorgänger sich kaum mit der Literatur ihres Zeitalters auseinandergesetzt haben. Allein dieses kurze Gedicht, das ich aus der Vielfalt seiner Produktion ausgewählt habe, könnte irgendwie den Grundstein für eine Diskussion abgeben... ganz zu schweigen davon, daß es niemals der Grundstein für Südtirols künftige Literatur sein kann. Ich kann Gerhard nicht eine bestimmte Zivilcourage absprechen, nachdem wir soviel Abschätziges über Mumelter & Co. gehört haben.

Er bewahrt Distanz.

Er ist nicht der Einzige, der Distanz bewahrt, aber von ihm hätte man es nicht erwartet.

Mänge! sind nicht zu übersehen... davon später.

Das Weltbild Eugen Thurnhers

Das Weltbild Eugen Thurnhers ist sehr klein und begrenzt und heißt Südtirol. „Eugen Thurnher, 1920 in Dornbirn geboren, studierte an der Universität München deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte... Seit 1954 Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur in Innsbruck. Sein besonderes Interesse gilt der österreichischen Dichtung. Als wissenschaftlicher Leiter der Meraner Hochschulwochen ist ihm die Darstellung der deutschen Kultur in Südtirol lebendige Verpflichtung“. So die Rückseite seiner „Dichtung in Südtirol“. Dazu habe ich andere Dinge zu sagen:

Selten liest man so etwas Verschrobenes, Borniertes und Falsches. Allein seine Behauptungen von der Selbständigkeit Südtiroler Kunstschaffens entbehren jeder Grundlage. Am liebsten schneidet er uns gleich zwei Nabolschnüre ab. Die nach Norden und die nach Süden. Südtirol ist für ihn etwas völlig Eigenes und Isoliertes, etwas Blumiges und Blühendes selbst genügsam in seiner Pracht. Das letzte Reservoir der deutschen Sprache, der verzauberte Dichterwald, das Jagdrevier seiner schizophreneren Literaturforschung. Ich zitiere: „Die Südtiroler Dichtung von Walther von der Vogelweide zu Erich Kofler, von der Dietrich-Epik zu Mumelter, Oberkofler

und Leitgeb, von den Passionsspielen zu den Legendendramen Weyers ist deutsche Dichtung. Wenn auch einige Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts" — Gott seis geklagt — „sich der lateinischen Sprache bedienten, so schrieben sie im humanistischen Geiste und im Dienste der Kirche, doch Gesinnung und Idee dieser Dichtung stehen nicht im Widerspruch zu den geistigen Grundlagen des Landes. Eine italienische Dichtung in Südtirol dagegen hat es nie gegeben. Können wir ein gültigeres Zeugnis für Ursprung und Charakter des Landes finden?

Es hat niemals eine italienische Dichtung im Lande gegeben. Es gibt sie auch heute nicht! Selbst in dem halben Jahrhundert, in dem die Italiener im Lande leben, haben sie keine Dichtung zu entfalten vermocht. Sie sind Fremdlinge in dem Lande geblieben, das sie zwar beherrschen, aber nicht besitzen. Denn besitzen kann man nur, was einem innerlich gehört. Was einem gehört, das aber findet Ausdruck im Wort, durch das der Mensch lebt.

Das Südtiroler Land ist in der italienischen Dichtung stumm geblieben. Bedarf es eines gültigeren Zeugnisses? Es spricht jedoch aus deutschem Wort, es spricht von Ahnung und Erinnerung, von wechselnden Schicksalen und verjährtem Leid, von vorübergehender Trauer und unvergänglichem Glück. Es ist eine Zwiesprache, wie sie der Sohn mit dem Vater führt. Sie ist Schöpfung aus deutschem Geist, Teilstück eines großen Ganzen. So kann sie nicht vergehen, so lange das deutsche Wort in der Welt erklingt."

Das ist Idiotie. Man kann von den Italienern nicht verlangen, daß sie in so kurzer Zeit ein immenses Kulturgebäude errichten. Siegesdenkmäler und Drususbrücken werden nicht alle Tage gebaut. Trotzdem ist der Italiener nicht stumm geblieben, sondern hat sich mit Gianni Bianco und seinem Roman „Una casa sull'argine" bereits literarisch mit Südtirol auseinandergesetzt. Und ist nicht die Übersetzung der Ortsnamen ein poetischer Akt, der einem Thurnher genügen müßte. An anderer Stelle kreidet er nämlich den Italienern an, sie sprächen noch keine altoatesine Mundart. Für einen Dozenten ist das ein strafbarer Blödsinn. Ich weiß nicht wo der gute Mann in seiner Vertrottelung das Recht hernimmt, solche Absurditäten von den Italienern zu verlangen. Im übrigen verzapft er in seiner „Dichtung in Südtirol" nichts als Lobhudeleien auf alles und jeden. Seine Kritiklosigkeit gegenüber allem was bei uns deutsch oder ladinisch ist und seine nationalsozialistischen Reminiszenzen zerstören noch das Wenige, was sich literarisch noch bei uns tut. Conclusio: Eugen Thurnher ist ein armes Würstchen.

Dolomiten-Athesia-Rai: Kultur ist, wenn man trotzdem lacht.

Daß die drei obgenannten zur Volksverblödung beitragen, wissen wir bereits. Aber ich muß darüber selber noch einige Worte verlieren, so wie man einen Dreck fallen läßt.

Unser Tagblatt könnte ein kulturelles Forum sein, ist es aber nicht. Unser Tagblatt könnte Kulturpolitik betreiben und betreibt sie auch: bei Goethe ist stop. Goethe, die große Warntafel an der Kreuzung nach Süden. Und dann hat die Dolomiten noch die große Eigenschaft taub zu sein wie unsere Volksseele und stumm wie unsere Küche. Die Dolomiten heißt Hase und weiß von nichts. Natürlich hat Südtirol auch einen Verlag, der so ziemlich monopolistisch die geistigen Güter des Landes verwaltet. Wem's nicht paßt, der kann ja zu Ferrari-Auer gehen. Welcher Natur diese geistigen Güter sind, ersieht man aus den Dolomiten und dem Voriagsverzeichnis, das kostenlos überall zu haben ist. Spaghetti und Speckknödel. Nichts dagegen, die Literatur aber glänzt durch unverschuldete Abwesenheit. Tirolensien über alles. Die Aktien und der Einfluß liegen beim Klerus. Eventuell druckbare Literatur wird an den Tyrolia-Verlag abgeschoben, also doppelt zensuriert und schlecht verkauft. Lektor gibt es keinen.

Die Rai leidet zwar nicht so sehr unter Dummheit wie etwa Athesia und Dolomiten, sondern unter Nepotismus. Die Literatur in der Rai leidet unter Hermann Vigl... und sie leidet schwer. Er gehört des Landes verwiesen.

Vox populi --- vox Rindvieh.

„die brücke" und ihre Funktion

die brücke ist neben dem skolast das einzige Organ, das einem Schreibenden überhaupt ermöglicht, gedruckt zu werden. Unter welchen Aspekten die Produkte ausgewählt werden bleibt unklar. Es ist im Grunde auch unwichtig. Seit dem November 67 hat man also in Südtirol die Möglichkeit exhibitionistisch zu sein, seinen Geist und die Früchte seines Geistes zu entäußern. Irgendwie beginnt damit die Geburtsstunde der Südtiroler Literatur, die brücke hat auch mit der Auswahl bisher sehr viel Glück gehabt, weit mehr als der skolast, der in seiner letzten Nummer zum Beispiel einen schauerlichen Text eines gewissen Klaus Mayr abgedruckt hat. Zur politischen Tendenz dieser Zeitschrift mag man sich stellen wie man will, allein ihre Existenz rechne ich ihr hoch an. Allerdings kann man mit einer Veröffentlichung in der brücke bei uns ganz schön gehandicapt sein, keiner Erwähnung mehr wert, links angeschrieben

usw. Südtiroler Penisneid. Zur Zeit schläft die Brücke zur Freude vieler und mit ihr schlafen natürlich auch die Veröffentlichungen junger Landsleute. Der erste Schrei der Südtiroler Literatur, der Schrei nach Luft ist weg.

Das Exil

Tumler lebt in Berlin, Zoderer lebt in Wien, Claus Gatterer auch. Von der übrigen Intelligentsia ganz zu schweigen: ihre Zahl ist Legion. Erich Kofler bleibt da. Warum? Er ist schadlos und hält sich schadlos. Thurnher vergleicht in mit Walther von der Vogelweide, der tollste Vergleich, der mir jemals untergekommen ist. Die anderen entziehen sich solchen Vergleichen und der Misere im Land. Bei uns kriegt man keinen Preis, bei uns wird man als Spinner verschrien und von den Dolomiten verketzert. Die Landschaft erschlägt einen, die Berge sind die Zäune des Weltbildes. Die nationalistischen und politischen Reibereien sind auf die Dauer unerträglich. Die Kulturpolitik liegt in der Scheiße.

Die Zukunft

Claus Gatterer schreibt: „Die Südtiroler hatten über sich nichts auszusagen“. Ich bin seiner Meinung. Es hat keine Literatur gegeben, nur Namen. Wallpach, Dallago, Mumelter, Schrott-Pelzof, Wolff, Wenter, Paulin, Oberkofler, Trenker, Leitgeb, Guem... kaum einer kennt sie. Vielleicht, daß jemand Luis Trenker kennt, den Possenreißer, den Geschäftsmacher, der den Deutschen die Vorurteile über uns um blankes Geld verkauft. Oder wer liest noch Joseph Georg Oberkofler, den gefeierten Hitlerianer. Wolff und Paulin kennt man vielleicht von ihren Sagen und dann ist bald Schluß. Das waren die Poeten unserer Väter. Wer aber von unseren Vätern kennt Franz Tumler, der Immerhin schon 57 ist? Und damit geht der Rummel los. Ich habe zwar etwas gegen Betitelungen, aber er ist der Vater unserer Literatur und der Vater unseres Erkennens. Das klingt komisch, er wird schon nicht gegen seine Vaterschaft protestieren. Tumler beginnt 1935 zu schreiben und da werden die ersten hoffnungsvollen Literaten geboren: Rosendorfer und Zoderer. In den fünfziger Jahren platzt das erste Mal eine Generation, die noch den Krieg gesehen hat. Es wird wild durch die Gegend geschrieben, aber niemand nimmt Notiz davon. Zwei, drei Leute bleiben übrig. Zoderer hängt Studium und Zeitungsschreiberei an den Nagel und wird freier Schriftsteller. Von Südtirol hat er bisher meines Wissens keine Lire gekriegt. Zur Zeit wandert er mit seinem

Roman „Schlaglöcher“ von Redaktion zu Redaktion. Der Roman muß für Südtiroler Begriffe natürlich schlecht sein. Ich kenne Ausschnitte davon: er ist herrlich. Auch Rosendorfer ist es gelungen sich durchzusetzen: „Bayreuth für Anfänger“ ist heute bei Diogenes erschienen. Gatterer schreibt wie der Wilde. Kuno Seyr werden wir begegnen. Nach dem Impotus der fünfziger Jahre stehen wir jetzt wieder mitten drin im Trübel. Drei Südtirol-Anthologien werden in Kürze erscheinen. Wer heute anfängt zu schreiben, hat es leichter. Das Ausland beginnt sich für unsere Generation zu interessieren. Wir haben gute Vorbote: Tumler, Flora, Plattner.

Langsam brechen die Vorurteile uns gegenüber ein. Wir haben als Literaten die Pflicht, sie weiter einzureißen. Uns gehört das Wort. Bei uns stehen noch so viele heilige Kühe herum, daß man vor lauter Kühen nichts mehr sieht. Das Schlachtfest wird grandios werden. Die Messer werden schon die ganze Zeit über gewetzt. Und unter den Schlächtern sind sicher zwei, drei Leute, die beim Beruf bleiben, denen es gefällt, den Tiroler Adler wie einen Gigger zu rupfen und ihn schön langsam über dem Feuer zu drehen. Und die Italiener sind dann auch mit von der Partie. Auch sie haben die heiligen Kühe hordenweis. Die Schlächter stehen alle so in meinem Alter. Wir sind unser zwanzig und mehr. Manche können kein Blut sehen, aber das macht nichts. Südtirol wird eine Literatur haben, wie gut daß es niemand weiß. Amen.

Benützte Literatur

- Hubert Mumelter „Maderneid“ - Tyrolia
- Walter Jens „Deutsche Literatur der Gegenwart“ - dtv 172
- Norman Mumelter „Heimat in der Zeit“ - Ferrari-Auer
- „Innsbruck 65“ Eine Dokumentation der XVI österreichischen Jugendkulturwoche - Sigbert-Mohn-Verlag
- Franz Tumler „Vultorra“ - edition suhrkamp 108
- Eugen Thurnher „Südtiroler Anthologie“ - Stiasny-Verlag
- Eugen Thurnher „Dichtung in Südtirol“ - Tyrolia Taschenbuch
- „Der Jugend das Wort“ - Kulturinstitut
- „Das Hausbuch der Tiroler Dichtung“ Ambrus Mayr - Tyrolia
- „die Brücke“ 1.—3. Jahrgang
- „skolast“ 14. Jahrgang

SITUATION DES THEATERS IN SÜDTIROL

Kurzreferat aus der Formungsdiskussion „Theater in Südtirol“

Bruno Laner

Obwohl wir in Südtirol kein fixes deutschsprachiges Ensemble haben, haben wir in Südtirol trotzdem: Das Südtiroler Kulturinstitut, das, um der deutschsprachigen Bevölkerung gediegene Theateraufführungen zu bieten, aus Deutschland, aus Österreich und aus der Schweiz Bühnen und Ensembles einladet, die in den verschiedensten Ortschaften des Landes gastieren.

In den Jahren 1964/65 wurden 15 Theaterstücke und 2 Märchenspiele aufgeführt. Insgesamt 90 Aufführungen, aufgeteilt auf: Bozen, Meran, Brixen, Brunico, Sand in Taufers, Eppan, Kallern, Leifers, Auer, Neumarkt, Kurtinig, St. Ulrich, Latsch, Naturns, Kortsch und Villnöß. 30.466 Zuschauer.

Außerdem haben wir 138 Laienspielbühnen, die 1951 unter der Dachorganisation der Südtiroler Volksbühnen erfaßt wurden. Der Verband sorgt nicht nur für die Beschaffung von Textmaterial, sondern organisiert auch Kurse verschiedenster Natur. In 32 Gemeinden des Landes haben wir nur eine Theatergruppe, in anderen dafür 3 und 4, um in Mals in den Superlativ von 6 Theatergruppen zu gipfeln. Wir haben 2000 statistisch erfaßte Laienspieler, die im Jahr 185 statistisch nachgewiesene Trauerspiele und 352 ebenso statistisch nachgewiesene Lustspiele über die Bretter schoben. Die italienische Sprachgruppe ist mit Laienspielbühnen nicht so gesegnet, die Statistik weist nur deren zwei auf, dafür aber das „Teatro Stabile“:

20 Schauspieler
25 Aufführungen in Bozen
15 in Meran und Brixen
Publikum: 25.000.

Soweit die Statistik, die dem Landesraumordnungsplan entnommen ist und sich auf das Jahr 1965 bezieht.

Wenn wir diese Statistik lesen, können wir ja nur jauchzen: ein Volk von Komödianten und Regisseuren! Leider scheinen mir das amtliche und das tatsächliche Bild nicht gerade deckungsgleich. Jedenfalls nicht was das Theater betrifft, das, bei aller Liebe zur heimischen Mundart, schriftdeutsch spricht, oder sich wenigstens bemüht, es zu sprechen.

Die Statistiken schweigen zwar über die schüchternen und sporadischen Versuche des autochthonen Theaters, nichtsdestoweniger sollten wir uns bewußt werden über die Lücke, die unsere kulturelle Struktur damit aufweist.

Das Theater spricht und handelt. Als Kunstgattung, die spricht, wird sie zum wertvollen Träger der lebendigen Sprache, als dynamisches Moment wird sie zum Vehikel für Aussagen, die zu einer kulturellen Meinungsbildung beitragen, die über das Nerzpelzchen der High Society hinausgehen sollen, nur um zwei Grundzüge jener Art von Theater, die ich meine, aufzuzeigen.

Ich möchte mich in diesem Punkt nicht auf die Frage einlassen, was das Theater sein soll. Im Wald von Ismen und Moden ist es schwer, einen Kompaß zu finden, der die magnetische Deklination mit einberechnet.

Aber eine solche Kompaßnadel zu sein ist gewiß nicht die Aufgabe unserer Kleinbühnen in Südtirol, denn der Weg, den wir beschreiten müssen, ist nicht der Höhensteg der Avantgarde, sondern die staubige Landstraße desjenigen, der ein paar schöne Meilen nachzuholen hat.

Die Situation ist nämlich folgende: in Bozen haben wir die Kleine Bühne, die Studentenbühne und die Kleine Experimentierbühne, wobei sich das Wort „Experiment“ momentan auf Überlebensversuche beschränkt.

Es handelt sich in unserem spezifischen Fall um eine Gruppe denn nur die Gruppe hat als soziale Struktur gewisse Chancen zu überleben und sich vielleicht das Rüstzeug aus eigenen Kräften zuzulegen, um früher oder später aus der Mittelmäßigkeit des rein Dilottantischen herauszukommen. Die Schwierigkeiten sind jedoch verschiedenster Natur: Hat man eine Gruppe zusammengebracht, was an sich schon schwierig ist (nicht jeder stellt sich ohne weiteres auf die Bühne), muß man mit der Gruppe, den Lauten, die man eben hat, praktisch sofort „in Produktion“ gehen, es handelt sich ja immerhin um Laien, die Theater spielen wollen und nicht

erst einen Fernkurs über Rhetorik, Bewegung, Rezitation, Schminken, Fechten, usw. mitmachen wollen, um in nebelhafter Zukunft einmal vielleicht auf die Bretter kommen zu können.

Nun drängt sich die erste Frage auf: soll man überhaupt mit „ungeschulten“ Kräften sich dem Publikum stellen? Wird dem Theater dadurch ein Schaden zugefügt oder ein Nutzen eingebracht?

Ist es für das Publikum, das an das Burgtheater gewöhnt ist — das einmal im Jahr kann ja auch schon eine Gewohnheit werden — eine Zumutung, wenn es sich Leute anhören muß, die noch nicht einmal eine vollkommen dialektfreie Aussprache beherrschen? Was unsere Erfahrungen betrifft, hat das Publikum immer größtes Interesse bewiesen.

Und das Publikum ist aber beim Theaterspielen wichtig, ohne Publikum hat es keinen Sinn: da machen wir uns unter Schauspielern eine Charade vor und lachen dabei, das wäre alles.

Nun gut, wenn wir trotz mangelhafter, autodidaktischer Ausbildung zum Entschluß kommen, doch weiterzumachen, weil es ja außer unseren kläglichen Kleintheatern nichts gibt, was mit bodenständigen Leistungen die Lücke stopft, die nun einmal eingerissen ist, wie geht es dann weiter? Es bleibt immerhin, auch beim besten Willen, die Unmöglichkeit aufrecht, mit dem deutschen Theaterraum in Kontakt zu bleiben, die Mitglieder der Gruppe müssen ja alle Brot verdienen und können nur die Freizeit dem Theater widmen. Sporadische Kontakte werden aufgenommen: Luis Benedikter fährt nach Berlin, Christa und ich pflegten Kontakte mit Strehlers Aktionstheater-Gruppe.

Gerhard Riedmann stellt Kontakte zum Wiener Theater am Börseplatz her, die immer noch intensiv gepflegt werden. Aber es bleiben Tropfen auf den heißen Stein, und rein sporadische Initiativen einzelner.

Aber es fehlt uns nicht nur der sogenannte „verpaßte Anschluß“, es fehlt uns auch das Materielle: Probelokal, Kleintheater, Abstellraum, und deren banaler Sachen noch mehr... z.B. Geld. Man muß anerkennen, daß, sei es die Öffentliche Hand, als auch das Kulturinstitut, immer bereit sind, eine „Injektion“ zu machen, aber das hilft einem halt so über die Runden, stellt jedoch in keiner Weise die Lösung des Problems dar, dessen Wurzeln anderswo liegen.

Auch Privatmäzene gibt es in Bozen, und oft dort, wo man sie nicht einmal vermuten würde.

Zur Schwierigkeit, Leute zu finden, die überhaupt Theater spielen, ich bin der Meinung, daß es weniger am Interesse am Theater direkt fehlt, mehr aber an den Randdisziplinen der Schauspielerei, insbesondere am Studium der Rhetorik. Im vorigen Jahr fand ein Rhetorikkurz für Maturanten statt. Sehr interessant für den Einzelnen: für die Bühne uninteressant, weil von den Schülern, die den Kurs zu Ende besuchten, keiner anheuerbar war, da der Kurs nur für Maturanten war, die sich dann in alle Winde zerstreuten.

Nach meinen Ausführungen scheint das südtiroler Theater, wenn ich diesen Brocken so in den Mund nehmen darf, verurteilt zu sein, bestenfalls in Ewigkeit weiterzug'fretten. Das ist aber meiner Ansicht nach kein Grund, die Zeit dazu zu verwenden, um nachzuforschen, ob der Mangel an Geld oder die Faschisten schuld an unserem kümmerlichen Dasein sind. Das bodenständige Theater, für das ich Unternehmern wie das unsere als Beispiel nehme, steht und fällt zur Zeit mit ein paar „Mandlen“, man könnte auch sagen persönlichen Kontakten innerhalb und außerhalb einer mehr oder weniger kreisförmig strukturierten Gruppe mit ihrer eigenen Dynamik und ihrem eigenen Leistungsindex.

Ich wünsche mir: aus einer Gruppe sollen mehrere werden, es werden nicht gerade 138 werden, aber immerhin...

Wir müssen uns, ohne Rücksicht auf Statistiken nach allen Richtungen hin aufturn und schauen, per Expreß dorthinzukommen, wo es sich andere leisten konnten, mit der Bimmelbahn zu fahren, weil sie früher aufgestanden sind.

Ich persönlich glaube, daß wir den letzten Zug noch nicht veräußt haben.

Mandr. 's isch Zeit: auf zum Bahnhof.

DAS HIESIGE THEATER AUS DER SICHT DES AUTORS

Kurzreferat im Rahmen des Arbeitskreises „Literatur und Theater“

Gerhard Kofler

Daß es bei uns an einem eigenständigen, entwicklungsfähigen Bühnenschaffen fehlt, ist eine einfach zu treffende Feststellung, ebenso einfach werde ich im Folgenden versuchen, die Hauptursachen dieses Übels zu skizzieren.

1

Unter den literarisch Produzierenden ist der Bühnendichter seit jeher der, der die Fesseln gewisser Institutionen der herrschenden Gesellschaftsklasse am meisten fühlt. Dies beweist eine Betrachtung der Klassiker von Euripides bis Brecht.

Das Werk des Bühnendichters ist angewiesen auf die Darstellung, die man als eine eigene Dimension dieses Werkes bezeichnen kann. Ohne Möglichkeit der Aufführung wird sich die Produktion eines noch so großen Talentes auf die Dauer der Dynamik entziehen: die Gedanken, die lebendiges Theater schaffen sollten, versteifen sich entweder im Ideellen oder aber im Schematischen.

2

Während in der spät-bürgerlichen Gesellschaft versucht wird, das Theater vom eigentlichen öffentlichen und politischen Leben fernzuhalten, indem man es zu einem „Hyde Park für Anspruchsvolle“ macht, bleibt es bei uns noch insofern ein kulturpolitisches Phänomen, als es dazu benutzt wird, das konservative Moment in der Bevölkerung zu untermauern. Freilich wird bewußt oder unbewußt vormieden, die verschiedenen Schichten gleichzeitig zu erfassen und anzusprechen, so daß das klassische deutsche Drama (ich sage hier gern etwas provozierend: das klassizistische deutsche Drama) zur Stärkung des geistigen Selbstbewußtseins im Bürgertum angepriesen wird, während das nicht näher zu beschreibende „Volksstück made in Tyrol“ zur Aufrechterhaltung der rustikalen Urwüchsigkeit nach unten hin verstreut wird.

Dabei beruft man sich selbstverständlich auf den Geschmack des jeweiligen Publikums. Aber der Geschmack kann sich ändern und er ist beeinflussbar, sofern es sich um einen kollektiv erfassbaren handelt wie z.B. den literarischen.

3

Besieht man sich diese Situation, so taucht die Frage nach der Rolle der zeitgenössischen Bühnenliteratur auf. Hierauf muß geantwortet werden, daß die offizielle Kritik das unserer Meinung nach bedeutende Schaffen der Gegenwart als einen Fremdkörper in ihrem vorsintflutlichen Wertschema betrachtet. Zwar wird ein gewisses Repertoire an modernen Stücken gebracht, und obwohl die, was die Anzahl der Stücke betrifft, beschränkte Auswahl an Gastspielen (die Kleine Bühne bringt lieber Lessing) zugegebenermaßen die neuen Klassiker berücksichtigt, so läßt eben diese Auswahl in uns den

Verdacht aufkommen, es ginge wiederum um das Prestige und nicht darum, der heutigen Problematik, deren Sprachrohr das Theater ist, den Weg wenigstens bis zum Rand der Gesellschaft freizugeben.

Und während die Kritik sich bemüht, aufzuzeigen, daß das „gute Alte“ eben doch besser ist als das „schlechte Neue“ (1), wird andererseits auf die großzügige Haltung hingewiesen, die z. B. Brechts Antigone, die ja soviel „unedler“ ist als die des Sophokles, dem Publikum vorsetzt.

In diese Hexenküche von toleranter Intoleranz findet der junge Autor, und somit das Experiment, natürlich keinen Einlaß.

So gibt es bei uns nicht nur das Problem des Theaters als Institution außerhalb des realen Lebens, sondern auch das Problem der Institution, nämlich der des Vorhandenen, innerhalb der Institution.

4

Hierbei möchte ich noch erwähnen, daß es zwecklos ist, auf eine allgemeine Krise des Theaters hinzuweisen, denn dies ist nicht gleichzusetzen mit dem Fehlen an fähigen Autoren, sondern diese Krise liegt an der merkwürdigen Entdeckung der verschiedenen Kaspars, Bauchredner und Bauchdenker à la Handke durch die literarischen Cliquen.

Von meinem Standpunkt ist es wichtig, daß eine neue Dichtung die Bühne erobert. Die Klassiker unserer Zeit haben bewiesen, daß durch die Krise hindurch das Bedeutende wächst und genial wird. Indem man in die Vergangenheit zurückschreitend solche Krisen niederzutampeln versucht, erstickt man gleichzeitig die Möglichkeit einer literarischen Evolution.

(1) Bert Brecht: „Nicht an das gute Alte anknüpfen, sondern an das schlechte Neue“

5

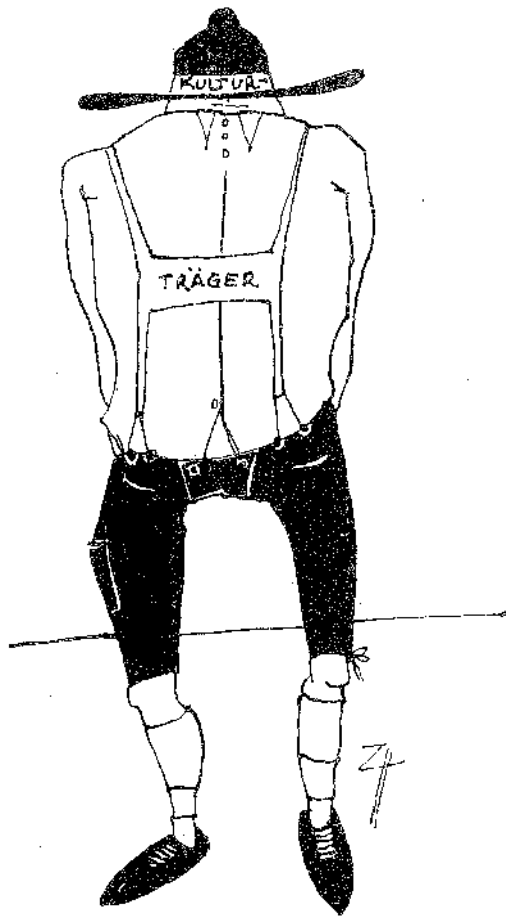
Meine Ausführungen wurden polemisch, weil ich die Sache von einem mehrfach engagierten Standpunkt (gesellschaftlich, literarisch und „persönlich“) betrachte. Ich habe einmal gesagt, daß ich mich imstande fühlte, gute Stücke zu schreiben, brauchbare, wenn man mir die Möglichkeit des direkten Experiments auf der Bühne geben würde. Nun sah ich, daß keinerlei Interesse zu bestehen schien, ja man hütete sich sogar davor, neue Talente zu entdecken. Ein Begnadigungsgesuch zu schreiben, war ich anscheinend zu ungeschickt. So begnügte ich mich, als mir von allen Seiten zugesprochen wurde, ich sei sicherlich begabt, mit der Erkenntnis:

„Begabt zu sein ist lebensgefährlich, man kann dabei leicht verhungern.“ (2)

(2) August Strindberg: Ein Traumspiel (Edition Suhrkamp Band 25, S. 80)

SÜDTIROLS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART

Hubert Zanol



Das erbitterte Streitgespräch über die „Moderne“, über zeitgenössische Kunst, das beinahe ein Jahrhundert andauerte, hat sich etwas gelegt und das Gestrüpp der Meinungen sich gelichtet. Die zeitgenössische Kunst ist nicht mehr mit jener Fragwürdigkeit behangen, wie etwa noch in den ersten Nachkriegsjahren. Die Anhänger und Gegner moderner Kunst beginnen sachlicher zu diskutieren, zu forschen, zu schauen und lassen sich nicht mehr von stark emotionalen Gefühlen leiten.

Die Heftigkeit, mit der man die modernen Richtungen verteidigte bzw. verbannte, entstand aus dem untrüglichen Gefühl heraus, daß etwas Erregendes geschehen war und geschieht. Der Umbruch, nicht nur in der Kunst, ließ sich nicht mehr aufhalten. Vergeblich war die Kriegserklärung der Bolschewisten gegen die „formalistische“ Kunst, wie auch das zerstörende Vorgehen der Nationalsozialisten gegen die „entartete“.

Diese erhitzten Streitgespräche und Wortgefechte über zeitgenössische Kunst haben unser Land südlich des Brenners kaum erreicht. In diesem Federkrieg erwachsen uns keine Helden. Das muß aber nicht heißen, daß es uns an ehrlich strebsamen, tiefeschürfenden Männern, an begnadeten und regen Kunstschaaffenden gefehlt hat; der Grund ist, wie wir noch hören werden, ein anderer. Verwunderlich ist es aber, daß bis heute über zeitgenössische Kunst die Stimmen sich nicht recht mehrten, daß — um ein Beispiel nur anzuführen — eine Arbeit über das „Kunstschaffen“ in Südtirol in der Zeitschrift (Festschrift) der „Schiern“ nicht über eine Seite hinauswächst. Mögen diese mageren Erörterungen, kargen Aufzeichnungen und leidenschaftlosen Gespräche ein Zeichen dafür sein, daß sich die Mühe nicht lohnt, das Kunstschaffen unserer engeren Heimat zu beleuchten? Oder wird deshalb so wenig über die Kunst Südtirols geschrieben, weil einem eben nichts einfällt?

Lassen Sie mich nun denn durch meinen Vortrag dem kargen

Mosaik einige Steinchen hinzufügen, um Anteilnahme und Verständnis am Kunstschaffen Südtirols zu wecken und um vielleicht so zu weiteren tiefergehenden Untersuchungen anzuregen. Dabei wird man mir sicherlich in manchen Punkten widersprechen. Geschoh's! Doch bitte ich Sie, mir nicht Meinungen zu unterstellen, die nicht die meinen sind, um eine sachliche und ehrliche Schau nicht zu trüben.

Um einen Überblick über das Kunstschaffen zu bieten, um das Schicksal der bildenden Künste in Südtirol nach dem Zweiten Weltkrieg zu schildern und sie in einen größeren Rahmen einzureihen, kann man verschiedene Wege einschlagen. Ich bin mir daher völlig im klaren, daß meine Anstrengungen in diesen Fragen nicht jedem das bieten werden können, was er sich erwartet.

Sollten gewisse Sparten im Kunstschaffen Südtirols in meiner Ausführung unerwähnt oder nur flüchtig gestreift werden, so mögen Sie's mir verzeihen.

Ein Vortrag über „Südtirols Kunstschaffen der Gegenwart“ ist schon von vornherein ein zum Fragment verurteiltes Vorhaben. Mag auch die Staatsgrenze am Brenner, die den Norden vom Süden des Landes trennt, eine unabänderliche politische Tatsache sein, mögen auch durch die jahrzehntelange Teilung sich gewisse Lebensgewohnheiten verschieden entwickelt haben, mag auch der romanische Einfluß im Süden stärker sein, als es im Norden für tragbar noch hingenommen werden kann, so kommen wir dennoch nicht umhin, in Tirol eine Einheit zu sehen; wenn auch keine politische, so doch eine völkische. Und ganz deutlich tritt uns diese Einheit gerade im Kunstschaffen, in der Kunst entgegen.

In Tirol unter dem einstigen Österreich, also vor 1918, waren zwei Gegebenheiten für das Kunstschaffen sehr wichtig. Einmal die starke Wechselwirkung der Akademien München und Wien, der sich kein offenes Talent entziehen konnte und wollte. Zum andern fanden die begabtesten Tiroler Künstler einen breiteren, heimischen Wirkungskreis. Wenn die Bayernhauptstadt unsere Künstler stärker anzog als Wien, so deshalb, weil sie einmal räumlich näher lag und weiters, weil sie durch die dem Alpenraum vertrautere Malschule mehr Einfluß ausüben vermochte, als die damalige österreichische Metropole.

Einen Beweis dafür liefert die derzeit allen Kunstfreunden offenstehende Ausstellung „Kunst und Künstler in Klausen“. Gerade die Künstlerschaft Münchens, Gelehrte und Schriftsteller des süddeutschen Raumes trafen sich im Sommer in der heimeligen Stadt am Eisack, die seither den Beinamen „Künstlerstädtchen“ nicht ausschließlich für Freudenverkehrswerbung tragen will.

Damals wirkten in München als Professoren Alois Gabl und Franz von Defregger. Sie prägten mit ihrer historischen Schule stark das Kunstschaffen in Tirol. Neuere Kunstbewegungen, wie z. B. der „Blaue Reiter“ in München (um 1900), oder die das Kunstschaffen formenden Künstler wie Klimt, Schiele, Kokoschka und Gertl in Wien blieben in Tirol kaum beachtet (ausgen.: Theodor von Hörmann, der über Paris zum Impressionismus fand und Leo Putz, Meran, der dem Jugendstil huldigte).

Diese einseitige Ausrichtung im Tiroler Kunstschaffen mag wohl einerseits darin begründet liegen, daß sich alpenländischer Charakter im allgemeinen Neuen und Fremden abweisend entgegenstellt, andererseits mag auch die starke Verbundenheit mit Tradition und die Umwelt, die in Tirol immer stark auf den Künstler wirkte, das Blickfeld eingengt haben.

Die schon damals sich selbst auferlegte Einengung wurde in Südtirol — und später auch in Nordtirol — noch stärker, als es nach 1919 völlig vom deutschen Sprachraume abgeschnitten wurde, der geistige Kontakt verarmte und eine intensive Kunstförderung undenkbar war. Zu erwähnen ist auch, daß im nördlichen Alpenraum die nationalsozialistische Welle in der Kunst eine Scheinblüte zum Wachsen brachte und das Edle, Echte und Große geistig abwürgte oder zerstörte, wie im Süden der Faschismus alle bodenständige Kunst und Kulturpflege unterband.

Der Künstler sah sich des Lebensraumes beraubt. Eine Breitenwirkung für sein Schaffen war verbarikadisiert. Diese Isolierung zwang ihn zur geistigen Vereinsamung. Die „Flucht“ begann. Auch bei uns!

Wie in Deutschland vor der hemmenden und zersetzenden Macht

die Elite sich durch die Emigration rettete, so flohen auch bei uns die Kunstschaffenden in die für fremde Machthaber noch unerreichbare Berg- und Bauernwelt. Es war eine Flucht vor der Realität. Die Wirklichkeit überraschte und forderte ein radikales Umdenken. Die in steter Ruhe gewachsene Weltanschauung verlor an den sich widersprechenden Ereignissen die Kraft und verzweifelte an dem Wandel neuverkündeter Werte. Die historisch gewachsenen und so gründlich erprobten Maßstäbe versagten bei den neu vorskizzierten Richtungen. Man rettete sich so, indem man in die Geschichte zurückblickte. Historienmalerei betrieb und religiösen Themen neue Aufmerksamkeit schenkte und in der Welt des Bauern die einzig mögliche Schaffensweise zu finden glaubte. Die Schilderung des Bauern bei der Arbeit, die Darstellung der Bergwelt in ihrer großen, kraftbannenden Stille bot den Kleinmütigen nicht nur ein geistig künstlerisches Refugium, sondern nährte auch gleichzeitig die kleine Hoffnung auf eine Anerkennung, wo man doch „Blut, Erde, Heimat, Scholle“ als brauchbare Themenkreise auch der neu anbrechenden Weltanschauung entnehmen konnte.

In dieser Flucht zeigte sich, ob in dem Manne echtes Künstlerblut pulsierte: in diesen Schweigejahren offenbarte sich, ob es ihm um die Sache oder um seine Person zu tun war. Wenige überstanden diese Feuerprobe. Und auch die stärkste Persönlichkeit, Albin Eggler-Lienz, der nun sein Schaffen auf die bodenständige Welt des Bauers aufbaute, sein Schicksal monumentalisierte, vermochte nicht — trotz seiner gewaltigen Wirkung — seinen Nachstrebenden eine Ausgangsbasis zu sein. Er war Endstufe.

Im übrigen konzentrierte sich das Kunstschaffen in Südtirol auf die Bildnismalerei. Namen wie Karl Amonn, Ignaz Stolz, Hubert Lanzinger, Josef Telfner, Franz Lenhart, Rudolf Parsch, Oskar Widenhofer u. a. sind bis heute nur engsten Kreisen bekannt geblieben. Auch die „aufstrebenden Talente“, wie Luise Oberpartinger schreibt, „die sich 1923 zum Bozner Künstlerbund zusammenschlossen... wie Ignaz, Rudolf und Albert Stolz, Karl Moser, Fritz Lartschneider, Hugo Atzwanger, Erwin Merleit, Karl Pferschy, die Bildhauer Hans Piffraeder und Ignaz Gabloner“ vermochten nicht, die ihnen angelegten Fesseln zu sprengen. Und doch, so bescheiden sich ihre Leistungen im großen deutschen Sprachraume ausnehmen, bebauten sie, trotz der Auflösung des Bundes durch den Faschismus, den Kulturboden für die jüngere und so erfolversprechende, hoffnungsvolle Generation. Auch die Hoffnung auf Anerkennung wurde ih-

nen, um es vorwegzunehmen, nicht genommen, ja z. T. sogar erfüllt. Viele kamen, wenn auch nicht in jener Zeit, wieder zu Ehren. Jeder der unsere Welt nicht mehr mit gelassener Unbefangenheit zu sehen vermochte, erfuhr in diesen rührenden Bildern seine erträumte Heimat, das unverlorene Paradies. „Nicht so sehr das Weiterführen der fast zeitlosen Volkskunst, sondern die begeisterte Aufnahme, welche...“ die Maler mit ihren Bildern gerade heute finden, „ist symptomatisch für unser Jahrhundert“.

Zu Beginn der Zwischenkriegszeit, in der die neue Sachlichkeit und der Münchner Spätimpressionismus noch in etwa die Kunstentwicklung in Tirol beeinflusste war der Höhepunkt — wenigstens in der Malerei — erreicht. In der folgenden Zeit sucht man vergeblich nach „entarteten“ Künstlern. Als 1938 im Reich die Kunst ausschließlich den staatspolitischen Interessen zu dienen hatte und Zuwiderrschaffene verfolgt wurden, erlosch auch im Kunstschaffen südlich des Brenners das letzte Flämmchen. Abgesehen von einer Ausnahme (Leo Putz), erfuhr kein Tiroler Künstler „als Entarteter“ ein Mal- oder Ausstellungsverbot.

Um diesen Niedergang zu verstehen, kommen wir nicht darum herum, die Vorkommnisse der letzten Vergangenheit zu durchleuchten. Wenn wir sie auch als abgeschlossen betrachten, und wenn wir auch die Ereignisse der Vorkriegs- und Kriegsjahre zu den Akten legen, ja wir sie gar nicht unmittelbar mit dem Schicksal der Kunst in unserem Lande in Zusammenhang bringen, muß man die Behauptung doch wie eine Neuigkeit empfinden: Die jüngste Vergangenheit ist nicht zu Ende! Und für uns in den Bergen wirkt und wird jenes Geschehen der dreißiger und vierziger Jahre noch nachhaltiger nachwirken als in den übrigen deutschen Ländern.

Der Betrachter zeitgenössischer Kunstschöpfungen fragt kaum nach der Tragödie, in die zum großen Teil die heute Schaffenden hineingeboren sind. Wir nehmen die Zeit des Faschismus hin wie eine altauferlegte Prüfung. Das Schicksal das uns traf, halten die einen für eine Schmach, die anderen als ein Strafgericht, wieder andere als eine unabwendbare historische Begebenheit und die Mehrzahl denkt nichts oder will vergessen.

Den einst wegen seiner Dynamik und Treue gefürchteten und geschätzten Südtiroler regt offensichtlich nichts mehr auf; es beschäftigt und erregt ihn nichts sonderlich — außer sein leibliches Wohlergehen. Er liebt die Sicherheit und die primitivsten Lebensgewohnheiten. Geistig lahm, wünscht er nichts mehr zu ändern, zu riskieren, sondern nur noch alles zu erhalten. Er will seine Ruhe und freut sich über die aufmarschierenden Schützenreihen, lautstarken Musikkapellen, ergötzt sich über turbulentes Volkstheater und zugkräftige Heimatabende. Was an Kulturgut überm Brenner strömt, fließt kaum beachtet die Etsch adriawärts — ausgenommen Heintje.

Um nun in dieser geistigen Vereinsamung das Wertvolle zu suchen, um uns über das Kunstschaffen Südtirols Klarheit zu verschaffen, um das Wesen der Kunst zu ergründen, um die geheimen Motive des Geistes zu entdecken, um die den Kunstschaffenden selbst kaum bewußten Ziele zu sehen, müssen wir aus der Vielfalt der Erscheinungen das Bleibende finden und in den ehrlichen Anstrengungen der Künstler auf eine gemeinsame Wurzel zu stoßen versuchen.

Auch heute wirkt sich im Kunstschaffen noch stark jene aufgewungene Vereinsamung aus und es darf uns nicht eigenartig anmuten, wenn viele den Anschluß an zeitgenössische Richtungen, an die „Moderne“ nicht mehr finden.

Die großen Kunstströmungen im Ausland, wie Futurismus, Kubismus, Fauvismus, der reine Expressionismus nördlicher Prägung (oder die Brücke) fanden in unserem Lande keinen Anklang. Die Wellen der europäischen Kunstentwicklung mußten ja an den Felsenriffen der Dolomiten brechen und der Tiroler Künstler, ein geistiger Insulaner geworden, hörte nur von der Ferne das Brausen, Donnern und Krachen einer neuen Zeit.

Durch Publikationen und Ausstellungen versuchte man nach Kriegsende das Vakuum zu füllen. Künstler aller Richtungen aus der klassischen Zeit der Modernen wurden in München, Innsbruck und in ganz kleinem Rahmen auch in Bozen vorgestellt. Und diese „schrittweise Annäherung“, stellt Erich Egg fest, geschah „nur zögernd und unter heftigen Kontroversen.“ Doch fanden sich bald

benutzte Männer, die den Schritt in die Neue Welt wagten. Es ist bezeichnend und war — wie wir gehört haben — auch zu erwarten, daß Nordtirol hier schneller den Anknüpfungspunkt fand. Erich Egg schreibt anlässlich der Ausstellung während der olympischen Winterspiele in Innsbruck: „Die Generation der um 1910 geborenen Maler tat den ersten Schritt, indem sie die Farbe vom naturalistischen Vorbild löste und damit einen koloristischen Expressionismus einleitete, der in der Landschaft und im Porträt, aber vor allem im Wandbild wirksam wurde (Rehm, Honeder usw.). Max Weiler schritt dieser Entwicklung voran und erregte damit 1952 in der Ausstellung seiner Werke im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum die heftigsten Diskussionen“. Bei uns traten die in dieser Richtung Schaffenden (Valier) erst später ins Rampenlicht. In Südtirol wirkten die meisten noch, von der Umwelt vergessen, verkannt, in ihrer gewohnten und vertrauten Stille weiter. Das Neue, das plötzlich den Kontinent überflutete, blieb ihnen fremd. Sie suchten und fanden weiterhin (wie viele Künstler auch in anderen Ländern Europas), die Kraft und den Sinn im Alltäglichen.

Über sie schreibt Hans L.C. Jaffè in einem Abschnitt über die „Malerei im 20. Jahrhundert“, daß die bittere Ernüchterung und Enttäuschung, die dem Ersten Weltkriege folgte, das Vertrauen in den Sinn des Seins erschütterte... Eine Reihe von Künstlern... die zum Teil gar keine Berufsmaler waren, fanden das Wunder in der alltäglichen Wirklichkeit. Es waren... die Künstler der Neuen Sachlichkeit. In einer Welt, deren Sinn verloren gegangen war und in der sich der Zusammenhang der Dinge nicht mehr fassen ließ, schien die alltägliche, schlichte Welt das größte Wunder zu sein. Ungestört ging hier das Leben weiter wie chedem, malen aber konnte es nur jemand, der mitten darin stand und dem die Wirklichkeit noch nicht zum Problem geworden war. Diese Künstler schilderten ihre einfache kleine Welt... die Straße, ein Bauerngehöft, die nahe Kirche oder Burg, die Nachbarn oder den Bergbewohner bei der Arbeit. Diese naive Schau des Geschehens wuchs bei unseren Künstlern in den Jahren der Flucht. Und wie mancher am Rhein und an der Elbe, der aus dem Exil wieder nach Deutschland zurückkehrte, um wieder Anschluß zu finden, plötzlich merkte daß er nun auch in der Heimat ein Fremder bleiben würde, so vermochte auch ein Großteil der Kunstschaffenden in Südtirol nicht mehr, aus seiner zum Teil aufgezwungenen, z. T. selbst auferlegten Ich-Welt herauszufinden. Sie begriffen und begreifen die Zeit nicht mehr.

Gut, die Welt ist nie in ihrer Einheit ein etwas zu Vorstehendes gewesen — und gerade heute setzt sie sich aus vielen Welten zusammen, die widerspruchsvoll neben- und durcheinander existieren. Alte Ordnungen stürzen ein, neue sind zu errichten. Die Vorgänge überstürzen sich, und nicht die letzten Winkel unseres Kontinents bleiben vor den sich aufeinanderstürzenden Erkenntnissen geschützt.

So finden wir auch in Südtirol neben den der „Neuen Sachlichkeit“ frönden Malern jene, die sich an unseren alten Studienstätten München und Wien sammelten und orientierten, aber auch in das für Künstler schon immer so anziehende Italien blickten, Kontakt suchten und so die Enge des Schaffenskreises sprengten. Bei einem kleinen Teil der älteren Generation entstand in der Zeit nach dem Kriege ein neues künstlerisches Bewußtsein. Das Ende des Krieges erfüllte nicht die Hoffnung auf eine neue helle Welt. Die Erwartungen, eine Wiederbelebung vorkriegszeitlicher künstlerischer Regsamkeit zu erfahren, wurden durch die neuen Ereignisse zerschlagen. Die Weltanschauung im bisherigen Sinne war nicht mehr vertretbar. „Dringlicher“ so Jaffè, „stellte sich jetzt die Frage, ob man in einer Welt wie der unseren überhaupt leben könne. An die Stelle des Suchens nach der Wirklichkeit trat der Versuch, einem neuen Lebensgefühl Gestalt zu geben. Es kam darauf an, das aufzuzeichnen, was sich abspielt im Menschen, der sich mit der unfaßlichen Wirklichkeit konfrontiert sieht. Der Versuch, ein gültiges, objektives Bild der Wirklichkeit zu entwerfen, trat zurück; der Künstler begann, an seiner Aufgabe zu verzweifeln. Seine Aussage wurde ein Streben nach Reinheit, eine Suche nach dem Ursprünglichen, die oft auch im Banne der Geometrie und der technischen Konstruktion stand (Ossi Kofler, Valazza, Martin Domez). Die „reine Malerei“ die sogenannte abstrakte fand doch bei uns nur wenige Vertreter (Kien, Kuperion, Walchegger, Valier).

Wesentlich anders reagierte die jüngere Generation, die nach dem Kriege zu Worte kam, auf die erlebte Wirklichkeit. Für sie war es auch leichter, neuen Anschluß zu finden. Auf den Akademien in München und Wien (aber auch in Mailand, Venedig und Florenz) stießen sie unvermittelt auf zeitgenössische europäische Kunst. Sie entdeckten die großen Meister des Expressionismus, Kubismus und Fauvismus und erhielten dadurch neuen Anstoß zu eigener Schaffensweise. Bemerkenswert ist, daß Wien nach dem Kriege die Künstler unseres Landes nun stärker anzog und sie mehr beeinflusste als früher. In Wien dominierten, so Erich Egg, drei Richtungen: Die phantastische Malerei, die abstrakte und die literarische Kunst. „Während der surrealistisch beeinflussten phantastischen Malerei schon wegen der fremdartigen Gesinnung kein Tiroler angehört; (nur wenn sie wollen, könnten wir den heute in Meran lebenden Maler und Dichter Stecher anführen), ist in der abstrakten Gruppe der Innsbrucker Markus Prachensky ein markanter Mitarbeiter. Die in der gesamten europäischen Kunst seit einigen Jahren hervortretende Hinwendung zu einer stärkeren Gegenständlichkeit hat auch in Wien eine Reihe von Künstlern erfaßt. Sie gehen von der Erscheinungsweise der Natur, nicht mehr vom Imaginären aus und sie neigen mit stärkerer Einbeziehung von Musik und Literatur zu einer Art literarischer Kunst, die schon in früheren Epochen der Moderne eine große Rolle gespielt hat. Dieser Gruppe gehört der Tiroler Oswald Oberhuber an, der nach tachistischen Anfängen sich ganz dem Figuralen verschrieben hat. Der Südtiroler Karl Plattner schuf in langen Aufenthalten in Paris, Mailand und São Paulo einen persönlichen Stil, der in einer stark graphischen Komponente kubistische und expressionistische Elemente in einer fast poetischen Stimmung und raffinierten Wachsfarbentechnik vereint“.

Und zu diesen drei nun angeführten Richtungen wollen wir noch zwei hinzusetzen, die nicht so sehr nur in Wien, sondern an allen größeren Akademien zu finden sind, aber doch unsere junge Malergeneration hauptsächlich über Wien und München erfaßten: Der Impressionismus (auch Kubismus) und die vom Impuls getragene Malerei. Gerade die großen Meister der erstgenannten Richtung, Cézanne und Braque sind es, die stark das Schaffen der Jugend unter den Künstlern prägten (Scherer).

Die Landschaft, das Stilleben, Bildnisse und Figurenbilder dominierten fortan in der bildnerischen Darstellung, in denen die Natur nicht nachgeahmt, sondern nach eigener Schau und nach eigenen Gesetzen wiedergegeben wird. Das Wort Cézannes „... eine Harmonie parallel zur Natur“ eröffnete neue Wege; ja, es vermittelte gerade in den brennendsten Fragen einen Ausweg zu neuen Ufern. Die scheinbar ungedeckte Vielfalt der natürlichen Umwelt konnte man dadurch auf einen Nenner bannen, und sich dadurch eine neue Ordnung schaffen.

Aber auch der zweite Weg, den insbesondere die jüngste Künstlergeneration einschlug, darf nicht übergangen werden: Es ist das Konzept, die Tat über das Erkennen zu setzen. Diese Auffassung wächst nicht so sehr aus dem Einfluß einer Akademie, sondern setzt sich fast gleichzeitig in verschiedenen Ländern auf Grund selbst-erarbeiteter Erkenntnisse durch.

Die Malerei entwickelt sich aus dem spontanen Impuls. Die innere Schau, die Erarbeitung eigener Schaffensgesetze war nicht mehr Grundkonzept für die Ausführung des Werkes, sondern sie wurden durch den Arbeitsprozeß erst geweckt und festgehalten. Für den Künstler dieser Schaffensweise, schreibt K. Kusenbergr, „ist jedes Werk, das er beginnt, ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang; er läßt sich von sich selbst überraschen. Sobald er zu formen beginnt, wird er von der Dynamik des Formungsprozesses ergriffen, halb ein Befehlender, halb ein Betörter; die Dinge ändern

sich ihm unter der Hand. Picasso sagt einmal über seinen Schaffensprozeß: „Das Bild wird nicht im voraus erdacht und festgelegt; während man es macht, folgt es der Veränderlichkeit des Gedankens“.

Das Bild, die Zeichnung, die Skizze, der Entwurf ist nicht mehr die erhaschte Aufzeichnung nach einem kontemplativen Erlebnis geistiger Anschauung, sondern es manifestiert förmlich die suchende Hand, die eine Ordnung fangen, greifen und bannen will. Der Künstler folgt im Schaffensvorgang den ihm innewohnenden unbekanntem Gesetzen und stört den geistigen Erguß nicht mit den Kontrolllampen der Vernunft. Für diese Kunstäußerungen wurden verschiedene Bezeichnungen geprägt. Am geläufigsten sind wohl der „Tachismus“ und der „abstrakte Expressionismus“.

Wenn auch keine fanatischen Jünger dieser Kunstrichtung bei uns aufzuspielen sind, so kann man jedoch bei vielen feststellen, daß sie mit ihr liebäugeln. Die geschaffenen Reflexionen werden oft in der Weise zerstört, daß man nachträglich bewußt das Entstandene korrigiert, ergänzt und ihm einen Titel aufdrängt.

Scheinbar in aller Stille hat sich nun doch das Kunstschaffen Südtirols in den letzten zwanzig Jahren merklich gesteigert. Bedingt auch durch offenerzigere politische und weite wirtschaftliche Aktionen öffnete sich das Gatter in der gewaltsam errichteten Umzäunung geistigen Lebens, und ein Ausblick und Austritt in unbekannt neue Kunstgefilde war möglich. Die Jungen und Mutigen zogen aus, die älteren erwachten. Und in der folgenden Auseinandersetzung mit neu Geschautem und Erlebtem besann man sich stets auf den Geist der alten und ewigen Kunst und verlor auch nicht in dieser übersäumenden Fülle neuer Gedanken, Anschauungen und Formen die eigene Geisteshaltung. Der Grundcharakter tirolischer Schaffensweise blieb erhalten, obwohl sich der Themenkreis verlagerte und eine Erneuerung von Farbe und Form einsetzte. Der Anschluß an die europäische Entwicklung ist wieder gefunden. Das heutige Kunstschaffen in unserem Lande ist das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit der Kunst moderner Richtungen. Es ist keine Unterwerfung; der Künstler verleugnet nicht seine geistige Abstammung und ist fähig, das Neue in seiner Art und nach seinem Können zu bewältigen.

Die Sicht über die Kunstentwicklung der kommenden Jahrzehnte bleibt uns vorhangen. Doch keimt in uns die Hoffnung, wieder inmitten des pulsierenden Kunstschaffens zu stehen, ja es dämmert schon der fromme Wunsch, wieder in bescheidenem Maße das sein zu dürfen, was wir waren und sein wollen: eine Brücke, die einen Kontakt, einen regen Austausch zwischen romanischem und germanischem Kulturgut herbeiführt. Vielleicht liegt gerade im Kunstschaffen die Möglichkeit, unverbrieften, ewigen Gesetzen wieder jene Kraft zu geben, die zur Einsicht führen muß: daß Pässe nicht trennen und Wasserscheiden -- oder Ströme nicht Grenzen sein müssen. Noch vermag jedoch die in Bau befindliche Brücke nicht, den Austausch zu tragen. Die Säulen sind zu spärlich gesetzt und oft auch zu ungünstig gestellt, als daß sie den Steg geistig und kulturellen Austausches tragen könnten.

Das ehrliche Bemühen der Künstlerschaft kann sich aber nur dann offenbaren, wenn die Gesellschaft der Kunst auch jenen Platz einräumt, der ihr gebührt.

Schon gleich nach dem Kriege scharten sich die Kunstschaffenden und schlossen den Südtiroler Künstlerbund. In Gröden fanden sie sich in der Künstlervereinigung „Ruscel“ und die Gadertaler in der Vereinigung „Ert pur i Ladins“ zusammen. Alle diese Vereinigungen verfolgen im großen gesehen dieselben Ziele: Der Kunst ein breiteres Wirkungsfeld zu schaffen, die Künstler zu fördern und einen Nachwuchs heranzubilden. Diese Selbsthilfe trug zur Verbrei-

terung und auch zur Vertiefung tirolischen und auch z. T. ausländischen Kulturgutes bei. Durch Kollektivausstellungen, Lesungen, Vorträge, Exkursionen, Kurse gewann man Einfluß auf die Öffentlichkeit.

Das Publikum selbst reagierte wenn auch zaghaft, so doch nicht unfreundlich auf das Dargebotene. Kunstbegeisterte Sammler unterstützten junge Talente durch Ankauf von Bildwerken, andere wieder, um ihr Haus zu verschönern, boten den Künstlern die Möglichkeit, in Wandbildern, Fresken und Sgraffittos ihr Können zu zeigen. Von privater Seite wurde weiters auch ein Künstlertreffpunkt geschaffen und Galerien in Bozen, Meran und Brixen eröffnet.

Auch die öffentlichen Stellen, unsere Volksvertreter, scheinen zu begreifen, daß Gott allein, den wir ja zum Bundesgenossen haben, auch nicht hilft, wenn man nur abwartet. Sie scheinen auch die Einsicht gewonnen zu haben, daß mit der großen und treuen Schar der Bauern und der vertrauenspendenden Landbevölkerung allein keine Politik auf Zeit zu machen ist. Auch die sehr lobenswerten Prinzipien, wie Heimattreue, Erdverbundenheit, Traditionsbewußtsein usw. allein vermögen nicht, eine kluge vorausschauende und zielführende Planung zu entwerfen, die uns zu jenem politischen Ausgangspunkt führt, den wir uns setzen müssen, um als Volksgruppe nicht nur in Italien, sondern auch in Europa bestehen zu können.

„In allen Staaten“, sagt Walter Muschg (in: Die Zerstörung der deutschen Literatur) „genießen Kunst und Literatur hohe staatliche Protektion, von ihnen ist in den „Kulturabkommen“ zwischen den Regierungen immer zuerst die Rede. Die Kulturpropaganda, d.h. die Politik vermittelt der Kunst und der Wissenschaft, ist ein unentbehrlicher Bestandteil der modernen Regierungsmethoden geworden. — Und bei uns, hört man solche Worte, glaubt man von einem Winterschlaf zu erwachen.“

Nun gut. Ansätze zu einer Intensivierung in Kulturfragen sind vorhanden. Wettbewerbe für die Jugend stehen auf dem Plan, der Bilderankauf durch das Land ist erfreulich, Förderungspreise, finanzielle Unterstützungen, Stipendien (auch wenn sie vom Ausland kommen) sind noch mäßig. All diesen Bestrebungen, so ehrlich und fromm sie auch sein wollen, fehlt eine Koordinierung und vor allem ein weites, offenes und wohlwollendes Herz.

In keiner Weise sollen jedoch diese Worte zu der Ansicht verleiten, der Sündenbock für die schleppende Entwicklung des Südtiroler Kunstschaffens wäre gefunden. Jeder von uns trägt am Aufbau, auch an dem kulturellen Aufblühen unserer Heimat direkt und indirekt bei. Und wer möchte sich dieser Forderung entziehen, wenn man in allen anderen Fragen ein Mitspracherecht auf Grund der demokratischen Verfassung und auf Grund der so viel zitierten Menschenrechte fordert.

Ein objektiver Betrachter wird aber gerade in diesem Punkte skeptisch, denn in der Forderung „Kunst für das Volk“, (die durch die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Revolutionen und Reformen seit dem 17. Jahrhundert berechtigt erscheint). „Kunst für alle“ beginnt die Problematik unserer Zeit.

Die Kunst ist dem Urteil des Publikums ausgeliefert; die Stimmen der wenigen Sachverständigen wiegen nach den demokratischen Regeln nicht mehr als die der laienhaften Stümper und finden auch nicht mehr Gehör. Es ist oft erschütternd zu erfahren, mit welcher Ehrfurchtslosigkeit heute das Publikum den geistigen und künstlerischen Werken entgegentritt, mit welcher oberflächlichen Prüfung man ein Urteil fällt und wieviel Ignoranz offen und versteckt in Kritiken und Bewertungen zu Tage tritt. — Gut, das war ja schon immer so. Kunst war nie für alle — und es waren immer nur wenige, denen Kunst etwas Notwendiges war. Wir wollen aber doch, pochend auf unser politisches Bewußtsein, auch in Fragen der Kunst ein Mitspracherecht erlangen. Und gerade darin liegt der Gewinn einer Demokratie, daß es doch heute allen möglich ist, die Tür zum Erlebnis der Kunst zu durchschreiten.

Ich darf nun schließen. Wenn ich Sie nicht mit einer breiten Ausführung und mit Lichtbildern ermüdet habe, so einmal, um einer Diskussion breiteren Raum zu geben; zum andern mied ich eingehendere Erläuterungen, weil mich beim Aufsetzen meines Vortrages stets ein Wort von Matisse (glaube ich) verfolgte: „Wer sich der Malerei verschreiben will, soll damit anfangen, sich die Zunge abzubeißen!“

KUNST UND GESELLSCHAFT IN SÜDTIROL

Roland Kristanell

(Vortrag zur Tagung der Südtiroler Hochschüler-
gesellschaft in der CUSANUS-AKADEMIE, Brixen; 28.
August, 15 Uhr)

Meine Damen und Herren,
ich verzichte bewußt auf Begrüßungsformeln, auf Honoratori-
sches. Unser Thema erfordert objektive Distanz, jenseits von An-
biederung und Aggressivität.

Da ich erst heute anreisen konnte, bin ich über den bisherigen
Verlauf der Tagung nur unzulänglich informiert. Trotzdem oder ge-
rade deshalb möchte ich gleich zu Anfang etwaigen Mißverständ-
nissen vorbeugen, die sich aus meinem Referat ergeben könnten.

Grundsätzlich bestehen zwei Auffassungen über Kunst und Ge-
sellschaft und über ihr Verhältnis zueinander:

Die erste und scheinbar weitverbreitete Version glaubt an den
Einfluß der Kunst auf die Gesellschaft; sie glaubt an das Erziehe-
rische, Gesellschaftsbildende, an das ethisch Positive. Sie sieht
Kunst demnach im Zusammenhang mit erfahrbaren Werten, die es
gelte für die Gesellschaft mundgerecht zu machen.

Die andere Version ist absolutistisch und entspricht der Mei-
nung fast aller großen Künstler. Sie besagt in etwa: Kunst und Ge-
sellschaft stehen beziehungslos zueinander, es sind Begriffe, die
einander ausschließen. Kunst als Produkt einzelner Menschen, sei
nur für das Einzelindividuum nachvollziehbar. Kunst spreche sich
selbst jedem Kollektiv Hohn. Die Gesellschaft kann aber nur als
Kollektiv verstanden werden. Diese Überzeugung ist auch die meine
und somit würde sich die Fortsetzung meiner Ausführungen eigent-
lich erübrigen. Doch, wenn Sie gestatten, werde ich versuchen,
diese Überzeugung zu begründen. Wenn im folgenden die Südti-
roler Verhältnisse näher untersucht werden sollen, so ist klar, daß
dies nur unter Zugrundelegung der Meinung geschehen kann: Kunst
hebe auf die Gesellschaft Einfluß. Ich darf vorausschicken, daß mir
jede beleidigende Absicht fernsteht. Ich werde mich auf Feststel-
lungen beschränken, die ohnehin die meisten kennen. Südtirol um-
faßt 740.000 ha, hat 400.000 Einwohner, ein Tagblatt, einen Rund-
funk und für eine Stunde hauseigenes Fernsehen.

Fläche und Einwohnerzahl sind statistisch erfaßt und somit indi-
skutabel, diskutierbar hingegen sind die sogenannten Massenkommuni-
kationsmittel.

Unsere Tageszeitung spiegelt getreu die politischen und reli-
giösen Zielsetzungen der führenden Schicht. Diese Zielsetzungen
sind für ein geistig mündiges Volk nicht gerade unbedingt ermun-
ternd: Mit Repression und Autorität versucht man noch immer
den Lauf der Geschichte und damit die natürliche Entwicklung
einer modernen Welt aufzuhalten. Man scheut klare Diskussionen
und hat nicht den Mut, den Dingen offen zu begegnen.

Die enge Zusammenarbeit zwischen Kirche und Politik ist offen-
sichtlich: Cäsaropapismus in Spätaufgabe! Solche Verbindungen hat-
ten zu allen Zeiten etwas Unseliges an sich und man braucht nicht
gerade auf Richelieu zurückzugreifen, um zu verstehen wie unglück-
lich sich solche Symbiosen auswirken!

Zeitung, Rundfunk und Fernsehen halten sich denn auch brav

an die antiquierten Anweisungen der politischen und klerikalen Re-
gisseure: Lokalnachrichten werden breitgetreten, treue Kirchendien-
er bekommen ausführliche Nekrologe und die verschiedenen
Wunschkonzerte wünschen sich noch immer biedere und fromme
Ackerbauern.

Südtirols Gesellschaft leidet an einseitiger Geschichtsbewälti-
gung. Südtirol war immer viel zu historisch, um geschichtlich reif
zu sein! Von Andreas Hofer bis zum „Paket“ kennt das Volk nur
Hassentiments, keinen Wirklichkeitssinn und wenig politisch-würdige
Taten!

Südtirols Gesellschaft läßt sich geistig bevormunden mit jener
unkritischen Bereitschaft, mit jenem blinden Autoritätsglauben, die
typisch sind für ein Volk, das den Splitter im Auge des Bruders
sieht und über dem Balken im eigenen Auge an Schkraft eingebüßt
hat!

Was die Kultur betrifft, so darf ich auf die ausgezeichneten Aus-
führungen Alexander LANGERS zurückgreifen, der in der „Brücke“
schrieb:

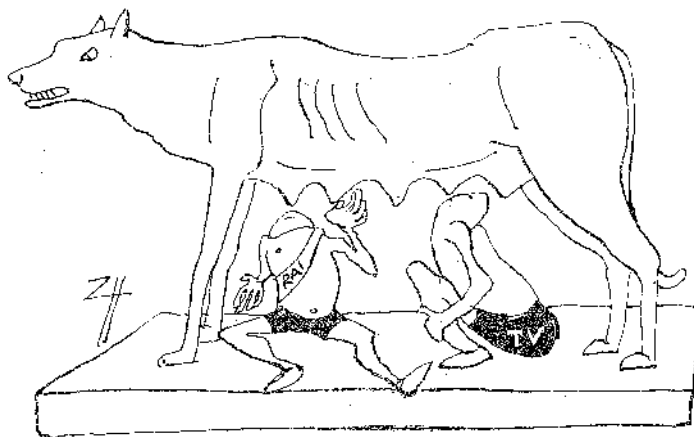
„Die Kultur scheint auf den ersten Blick im Südtiroler Selbst-
verständnis eine eminente Rolle zu spielen. Wenn man aber trotz
der dicken Staubwolke aller volkstumstragenden Kulturproduzenten-
und Konsumenten näher hinsieht, so entdeckt man, daß die Kultur
in den seltensten Fällen als Mittel zur echten Persönlichkeits- und
Gemeinschaftsbildung dient und somit kaum je wirkliche Reifung
in der Gesellschaft vorantreibt! Vielmehr versteht das gut gelenkte
kollektive Südtiroler Bewußtsein die Kultur in erster Linie als Waf-
fe im völkischen Existenzkampf, wodurch sie natürlich wiederum
der kritischen Spannkraft verlustig geht... Als Waffe aber ist die
bei uns gängige Kultur ungeeignet: sie ist unscharf geworden, ihre
Munition stammt vorwiegend aus Restbeständen vergangener Zei-
ten...“

Jugendliche, die es wagen, diesen veralteten und oft lächerlich
gewordenen „Restbeständen“ den Kampf anzusagen, beschimpft man
als Provokateure. Auf den offiziellen Bühnen erklingen Walzermelo-
dien, erschallen klassische Stabreime. Das ist an sich kein Un-
glück, im Gegenteil! Aber wo bleibt die Gegenwart?

Wo bleiben Joan GENET, Henry MILLER, Peter WEISS?

Unsere Kulturmaschine verschweigt das Zeitgemäße! Bewußt
oder unbewußt, gleichviel: wir haben die Konsequenzen zu tragen.
Die Diskrepanz zwischen den wenigen Interessierten und der Ge-
sellschaft wird von Jahr zu Jahr größer und wenn ein Kritiker von
Format ein Stück rezensiert, so läuft er Gefahr, zu sich selbst zu
sprechen. Ich bin der Meinung, daß jeder Kulturbetrieb früher oder
später steril und unempfänglich wird für die leisen und unaufdring-
lichen Impulse, die Kunst sendet. Die Künstlervereinigung, bei uns
Künstlerbund genannt, ist eine typisch autoritäre Institution! Wer
von den Jungen sich eine eigene Sprache erlaubt, wird mit väterli-
chen Ratschlägen erst mal auf die nächsten fünf Jahre vertröstet:
Man erkenne ein gewisses Talent, jawohl, aber die geistige Reife
und der Stil ließen noch sehr zu wünschen übrig.

Seit Ennio Casciari die „Goethe-Galerie“ in Bozen aufgebaut



nat, können die Südtiroler gute, vor allem aber gegenwärtige Bilder und Skulpturen sehen. Diese Galerie arbeitet abseits von jedem engagierten Kulturbetrieb und ist gerade deshalb als unbedingt positiv zu werten.

Eine Bozener Gruppe gründete die Experimentierbühne, die Kabarettistisches und Beckett spielte. Endlich Leute, die den Zeitgeist darzustellen versuchten, die sich mit den Problemen moderner Existenz beschäftigten, die heutige Menschen mit Blut auf die Bühne brachten, nicht Schatten! Doch die Bemühungen dieser Gruppe wurden nur schlecht honoriert und die Tagespresse schwieg, wie zu solchen Anlässen immer! Schließlich noch ein Wort zur Monatszeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur, „die brücke“. Titel und Idealismus waren vielversprechend. Aber das Wollen und die Aggression überzeugten nicht immer und die leidenschaftlichen Attacken gingen oft auf Kosten der Objektivität. Das Letzte, was wir von dieser Zeitung hörten, war eine besinnliche Selbstkritik und die, so sagt man, sei der erste Weg zur Besserung. So bleibt uns nichts anderes, als den mutigen „brücke“-Redakteuren ein baldiges, wennmöglich pathosloseres come-back zu wünschen!

Doch nun lassen wir die Künstler selbst zu Wort kommen:

George BRAQUE sagt: „Kunst ist das, was wir nicht erklären können!“

Witold GOMBROWICZ sagt: „Kunst muß die Zerstörerin heftiger Begriffe im Namen kommender Begriffe sein!“

Fritz KORTNER sagt: „Echte Kunst ist immer rücksichtslos!“

Meine Damen und Herren, Kunst und Gesellschaft, Schöpfertum und dessen Verarbeitung, wozu soll je die Kernfragen jedweder Kulturpolitik und Kulturphilosophie, Diktatoren und Demokraten versuchten gleichermaßen die Kunst in den Dienst der Gesellschaft zu stellen: Daß dies nur unter Verlusten an Qualität und Substanz möglich war, läßt sich leicht begreifen. Denn: Wo immer Kunst mit Konzessionen an das Publikum aufwartete, war es eine schlechte, mittelmäßige Kunst. Einzige Ausnahme: Das Theater!

Inzwischen ist man sich klargeworden, daß auch das Theater die Gesellschaft nicht zu beeinflussen vermag. Soziologen bestätigen das. Wer ins Theater geht, will sich amüsieren und nicht beehren lassen. MOLIÈRE behauptete, er besitze keinen höheren Ehrgeiz, als sein Publikum zu unterhalten; und CORNEILLE sagte (sicher auch im Sinne SHAKESPEARES): „Wir schreiben Stücke, damit sie aufgeführt werden, also müssen wir so schreiben, daß sie gefallen!“

Doch diese gesunde und einzig richtige Auffassung über den Zweck des Theaters war den Deutschen wieder einmal zu wenig. Im deutschsprachigen Raum wird der Gesinnung des Dramatikers mehr Gewicht beigelegt, als dem Können und der poetischen Substanz. Erst in jüngster Zeit versucht man auf Deutschlands Bühnen wieder zu lachen und das nehmen die Kritiker bitterböse, denn sie erwarten immer und überall „Tiefe“ und Metaphysik:

„Man ruft nach dialogkundigen Heilpraktikern für Zeitgebreden, tennen die philanthropische „Confessio“ aus allen Nähten platzt. Das erklärt, warum um den Strapazier- und Grübelspielplan unaufhaltsam die Langeweile sich ausbreitet. Denn: Je mehr Weitanschaung, desto mehr Dilettantismus, oder wie André GIDE es formulierte: „Je besser die Gesinnung, desto schlechter der Stil!“ (M. Ch. Feiler).

Meine Damen und Herren, wahre Kunst ist „ungeistig“, weil anders und geheimnisvoller geartet, als man gemeinhin geistig nennt. Wahre Kunst ist nicht faßbar, denn sie bezieht ihren Gehalt aus Chaotischem! Kunst übt auf die Zeit keine Wirkung aus, sie greift in den Lauf der Geschichte nicht ein, da sie ihrem Wesen nach nicht eingreifen kann.

Kunst betrifft die Geniefrage, nicht Fragen der Syntax! Sie betrifft den gesellschaftlichen Außenseiter und zwar dessen zentrales Problem: das Asoziale! Wor ja das Standardwerk von LANGEFICHBAUM über „Genie, Irrsinn und Ruhm“ in Händen hielt, weiß wie es um diese Berühmten, Künstler und Ästheten wirklich steht. Durchaus bionegative, krankhafte Persönlichkeiten: Weiberfeinde, Psychopathen, Neurotiker, Autisten, Homosexuelle! Schon Sokrates meinte, der Wahnsinn sei kein Übel schlechthin, sondern durch ihn seien die größten Güter über Hellas gekommen!

Und auf der anderen Seite die Gesellschaft, die davon profitieren möchte? Gar nicht auszudenken! Die Gesellschaft will Informa-

torisches, Gewohntes, leicht Verdauliches — Gebrauchsliteratur für Familienfeste! Denn was die Gesellschaft nicht begreift, das nimmt sie a priori als Beleidigung, des gesunden Menschenverstandes!

Die Normierung aller menschlichen Leistungen und die trockene Anonymität der Institute für Domoskopie können nur Verwirrung auslösen. So ist es verständlich, wenn der Trompeter ARMSTRONG mit dem Astronauten ARMSTRONG symbolisch verwechselt wird. Die Wortbegriffe sind vollständig verwischt, aber der informative Drang ist gesättigt. Der Mann von nebenan, der das gestrige Konzert versäumt hat, ist sowieso ein Ignorant und derzeit läuft ein wunderbarer Film über Romeo und Julia. So einfach ist das! Den informativen Drang zu stillen, kann doch nicht Aufgabe der Kunst sein! Da greifen wir doch lieber gleich zur Rezension und ersparen uns die Mühe!

Andrerseits: „Künstler, deren Arbeit auf empirische Einrichtungen der Zivilisation gerichtet ist, treten auf die Seite derer über, die die Welt realistisch empfinden, für materiell gestaltet halten und dreidimensional in Wirkung fühlen“ (G. Benn). Der Dichter, Maler, Musiker, selbst eingereiht in die Welt der Massenmedien, der Konsumgesellschaft, wird so zum Beschreiber erfahrbarer Zusammenhänge, bestenfalls zum Wissenschaftsjournalisten, der die Leute über Apollo-Raumschiffe aufklärt.

Die ständige Verwechslung zwischen Ursache und Wirkung kennzeichnet so recht gesellschaftlichen Bildungshunger. Als Günther GRASS für die SPD in den Wahlkampf zog, waren seine Leser beleidigt. Aber Grass zog als Mann in die Kampagne und nicht als Dichter: er sprach über Erfahrungstatsachen, nicht über Tennessee WILLIAMS!

Die bürgerliche Sehnsucht nach Allgemeinbildung mit möglichst viel Metaphysik, Abstraktion und Ästhetik ist fast so groß geworden wie die Auflagen der Illustrierten! Mehr noch: In Tagträumen läßt sich das Herbeigesehnte, läßt sich die Vorstellung über den letzten Fernsehfilm weiterspinnen und das Endprodukt sind VAN GOGH-Drucke für die gute Stube!

Und da fängt die Misère an: Populäre Kunst, populäre Künstlerbiografien oder „Wie wird man in vierzehn Tagen katholisch?“ — so erschienen in den Vereinigten Staaten...

Die populären Kunstbücher lösen mehr Verwirrung aus, als daß sie Ungeklärtes klären könnten. Der schnellebige Mensch, der sein Urteil über GOYA aus „Readers Digest“ bezieht, wird sich schwerlich je mit Goya auseinandersetzen. Wer sich aber nicht mit all seinem Interesse, seiner Persönlichkeit, Erlebnistätigkeit und Leidenschaft mit Kunst auseinandersetzt, der soll lieber über Stahlkonzerne reden: das ist etwas mit Zahlen und Bilanzen...

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß gerade das wirklich Reale von der Gesellschaft übergangen und nicht verstanden wird. Im Insel-Verlag erschien vor kurzem das Buch „DER CIMARON“: Es ist die Lebensgeschichte des entflohenen Negersklaven Esteban MONTEJO, von ihm selbst erzählt. Da steht der Satz:

„Weil ich entlaufener Sklave war, habe ich meine Eltern nicht kennengelernt. Nicht einmal gesehen habe ich sie. Aber das ist nicht traurig, denn es ist die Wahrheit!“

Meine Damen und Herren, dieser Satz ist so ohne jede literarische Ambition, so ergreifend und unwiderlegbar, der bürgerlichen Auffassung über Wahrheit so entgegengesetzt, daß ihn die Gesellschaft nie wird begreifen können.

Dieser Wahrheit gilt es in Südtirol endlich die Tore zu öffnen: Einer echten, gesunden Realität jenseits von Kniefall und Selbstanklage! Wir müssen wieder lernen, den Kopf aufrecht zu tragen und das Foyergeflüster beiseite lassen. Wir müssen Sentimentalität, Weltschmerz und Heimatdichtertum als das entlarven, was sie sind: nämlich unwahr! Wir haben in Südtirol genug fähige Köpfe, um die stagnierte Kultur aus ihrer Lethargie zu wecken. Diese Kräfte zu aktivieren und zu unterstützen sei Aufgabe des Kulturinstitutes. Wenn sich schließlich auch die Massenkommunikationsmittel um vernünftigeren und zeitgemäßeren Interpretation bemühen, dann wird der Tag nicht fern sein, an dem man wieder ohne Ironie über die Begriffe Kunst und Gesellschaft wird sprechen können!

Doch solange die Gesellschaft Kunst als bessere Freizeitbeschäftigung ansieht, solange sie Kultur sagt und darunter Brauchtumsabende versteht, solange wird die ganze Angelegenheit nichts anderes bleiben, als ein einziges großes Mißverständnis!

DIE SITUATION DER MUSIKERZIEHUNG HEUTE

Kurzreferat aus der Formumsdiskussion: „Musikleben und Musikerziehung in Südtirol“

Prof. Johanna Blum

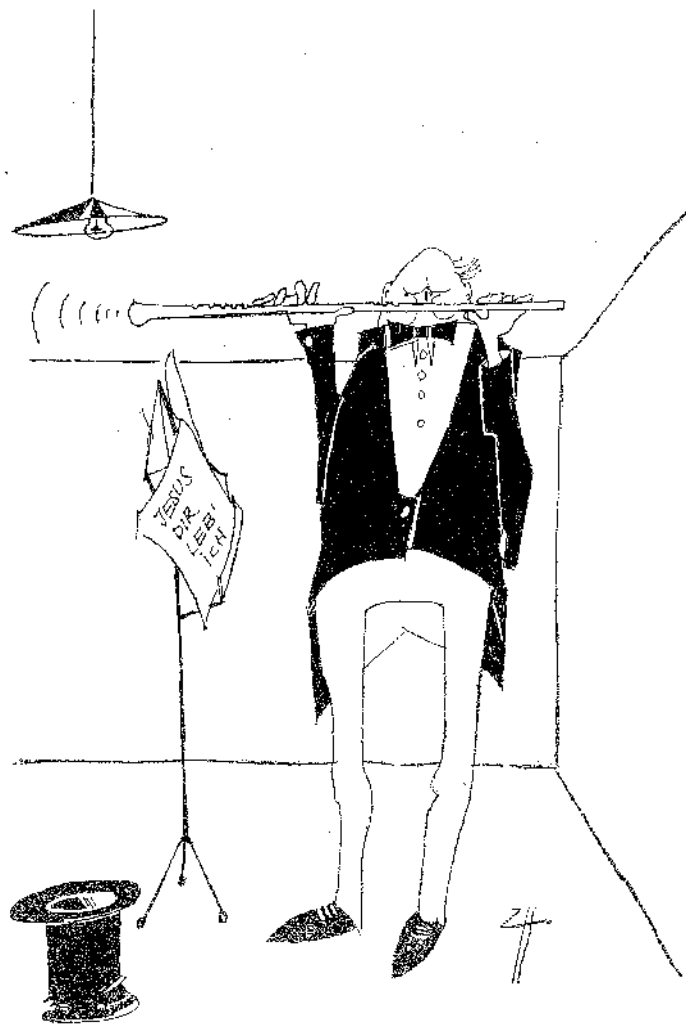
Es ist ein sehr positives und ermutigendes Zeichen, daß sich die SH in ihrer diesjährigen Studententagung mit Fragen der Kunst und Kultur beschäftigt und damit zu erkennen gibt, daß sie sich der Bedeutung, die dem künstlerischen Bereich im öffentlichen Leben zukommt, wohl bewußt ist. Bevor ich auf die Musikpflege in Südtirol zu sprechen komme, sei es mir erlaubt, etwas weiter auszuholen und kurz auf die allgemeine Situation von Musik und Musikerziehung heute einzugehen.

Bekanntlich hat zu Beginn unseres Jahrhunderts ein so einschneidender Stilwandel stattgefunden, wie er in der Musik in dieser Art wohl einmalig in der Geschichte zu verzeichnen ist. Das Publikum stand dieser Entwicklung größtenteils hilflos und verständnislos gegenüber und fühlte sich von der neuen Kunst zumeist abgestoßen und schockiert — denken wir nur an die Erstaufführung von Strawinskys „Sacre des Printemps“ 1913 in Paris, wo sich das Publikum durch die aggressiven Rhythmen und Klänge schlechthin beleidigt fühlte. Und noch heute werden Kompositionen, die vor 50 Jahren und darüber entstanden sind, als zu modern, unschön und unverständlich abgelehnt. Ich glaube, das ist ein Phänomen, das schwerlich eine Parallele in der Geschichte findet. Immer und zu jeder Zeit wurde die Musik der Gegenwart aufgeführt und angenommen, nur in unserer Zeit nicht. Der Großteil des Publikums sträubt sich, zeitgenössische Musik zu hören und dies nun schon seit über einem halben Jahrhundert.

Woran liegt dies? Einerseits in der Tatsache, daß die Menschheit zu lange — rund 300 Jahre lang — gewohnt war, sich im tonalen Raum des Dur-Moll-Systems zu bewegen. Mit der Auflösung der Tonalität aber hatte das Publikum seinen gewohnten Standort und damit die Orientierung verloren. Aber schließlich ist für die Ablehnung der neuen Musik nicht allein die Bequemlichkeit des Konzertpublikums und dessen Vorliebe für vertraute Klangmodelle verantwortlich zu machen, sondern in der Hauptsache wohl seine totale Unfähigkeit das Neue zu verstehen. Sie dürfen nicht übersehen, daß das musikalische Analphabetentum erschreckend ist. Während beispielsweise allen Kindern in der Schule beigebracht wird, daß rot nicht blau ist, wird ihnen nicht beigebracht, was eine Terz oder eine Quint ist. Diese musikalische Ignoranz wird immer verhängnisvoller je leichter es durch die Massenmedien ist, sich jede Art von Musik ins Haus zu holen. Wir stehen heute vor der Tatsache, daß die musikalische Erziehung in keiner Weise mit dem industrialisierten enormen Musikangebot Schritt halten kann, aber daß sie andererseits auch die Entwicklung der zeitgenössischen Musik völlig ignoriert. Sagen Sie mir nicht, daß das Interesse an der Beschäftigung mit Musik im Gegensatz zu früher abgenommen hätte; dem widerspricht der große Schallplattenkonsum, die Beliebtheit gewisser musikalischer Sendungen und der Drang nach musikalischer Eigenbelästigung der Jugend. Wie viele junge Leute finden sich in Beat-Gruppen und Schlagerbands zusammen! Aber die meisten unter ihnen sind Dilettanten ohne die leiseste Ahnung von den kleinsten Regeln der musikalischen Kunst. Und so wird auch wahllos alles imitiert und kopiert was sich gerade anbietet. Sehen Sie, meine sehr verehrten Zuhörer, die Industrie hat es verstanden, die Musikbegeisterung der Jugend für sich auszunützen, die Schule aber hat dies versäumt. Denn sie, die öffentliche Schule hätte sich um die Musikerziehung der jungen Generation zu bemühen und zwar nicht in so dürftiger, den Realitäten nicht mehr entsprechender Weise, wie es bisher geschehen ist, sondern in zeitgemäßer systematischer Aufbauarbeit vom Kindergarten über die Volks- und Mittelschule bis hinauf zur Universität. Leider ist es noch immer so, daß die Musik — falls ihr ein Plätzchen in der Schule gewährt wird — nicht als vollgültiges Fach, sondern eher als Erholung und Auflockerung angesehen wird. Glauben Sie nicht, daß dies in der Vergangenheit wesentlich anders war. Lassen Sie sich auch nicht davon täuschen, daß die Musik im Mittelalter an den Universitäten gelehrt wurde. Die Musica, die im Quadrivium mit der Arithmetik, der Geometrie und der Astronomie ihren Platz an den hohen Geistesschulen hatte, wurde als Wissenschaft betrachtet, als reine Theorie, die Praxis aber war verpönt. Schen Sie, und etwas von der Mißachtung der Musikpraxis hängt uns auch heute noch in unserem Erziehungswesen nach. Es ist unbedingt notwendig, die Aufgabe der Musikerziehung in der allgemeinen Schule neu zu überdenken und sie den Erfordernissen von heute anzupassen. Auch der Musik-

unterricht muß sich einer größeren Rationalität bedienen, die ihn befähigt, im Wissen und Können, Verstehen und Denken, Beurteilen und Werten an der modernen Schule mitzubauen.

Wie sehr die Musikerziehung zu einem weltweiten Anliegen geworden ist, läßt die Gründung der ISME erkennen, der int. Gesellschaft für Musikerziehung, die vor rund 20 Jahren als Abteilung der UNESCO entstanden ist. Heute bestehen ISME-Sektionen in den meisten Ländern der Welt. Das musikerzieherische Wirken ist in den einzelnen Kulturen und Ländern sehr unterschiedlich. In den USA z.B. wird in den Schulen äußerst viel musiziert und die Mittel, die für Musik ausgegeben werden, sind enorm. Doch geht man ziemlich unbekümmert ans Werk: es ist nicht so bedeutungsvoll, was und wie musiziert wird, sondern daß gespielt und gesungen wird und möglichst in Monsterbesetzung. In den sozialistischen Ländern Europas ist eine gründliche Musikerziehung an allen Schultypen



gefördert und verwirklicht. Die Grundlage des Unterrichtes vor allem in Ungarn, das durch Kodaly zu einmaligen Leistungen emporgehört wurde — bildet die reiche und wertvolle Folklore. Die moderne Musik wird jedoch kaum berücksichtigt. In Jugoslawien konnte ich mich erst kürzlich selbst davon überzeugen, daß die Kluft zwischen der musikalischen Avantgarde und der Jugendmusik riesig groß ist. In Rußland wird die Moderne westlicher Prägung für die Jugendmusikerziehung als dekadent abgelehnt. Einzig die CSSR hat es verstanden, ihre Komponisten, die stark nach dem Westen orientiert sind, der Jugendmusik dienstbar zu machen. In Westeuropa ist das Gewicht, das in den einzelnen Ländern auf die MF gelegt wird, sehr unterschiedlich: in Italien beginnt man die Notwendigkeit der Aufnahme der Musik in den Lehrplan der Schulen jetzt zu erkennen. In den letzten 20 Jahren sind die Stimmen, die sich für eine Hebung des musikalischen Niveaus des gesamten Volkes einsetzen, immer lauter geworden und manch Positives ist in dieser Richtung bereits geschehen. Es sei hier nur an die vor einigen Jahren erfolgte Einführung des Faches Musikerziehung (Educazione musicale) in der Einheitsmittelschule erinnert, wobei die Bezeichnung „Educazione Musicale“ ein vollständiges Novum im Schulwesen darstellt. Es werden vom Centro Didattico in Rom auch regelmäßig sogenannte „Corsi di aggiornamento“ für Musiklehrer durchgeführt und nicht zuletzt verdient das Projekt, das an allen Konservatorien ein Seminar für Schullehrer vorsieht, erwähnt zu werden. Dieser „Corso di didattica musicale“ soll die Ausbildung der zukünftigen Musiklehrer aller Schultypen übernehmen. Um die Tragweite dieser Neuerung richtig einzuschätzen, muß man wissen, daß in Italien jegliche musikerzieherische Tradition fehlt; an den Konservatorien wurden bisher wohl Instrumentalisten und Sänger ausgebildet, niemals jedoch Musiklehrer. Aber man beginnt zu erkennen, daß die Musikkultur nicht nur ein Privileg einer kleinen Elite sein darf, sondern Allgemeingut der gesamten Nation sein muß. Seit Jahren setzen sich namhafte Persönlichkeiten unermüdlich für die Verwirklichung dieses Zieles ein: ich nenne hier nur den Komponisten Goffredo Petrassi, Prof. Colarizi, den Musikkritiker Massimo Mila und last not least den Kollegen Andrea Mascagni vom Bozner Konservatorium, der sich seit Jahren mit all seinen Kräften in den Dienst der Sache stellt.

Nach dieser raschen Skizzierung der allgemeinen Lage nun zu uns: Hier in Südtirol ist die Situation wesentlich günstiger als im übrigen Staatsbereich, weil die Musikpflege in Schule, Haus und Gemeinschaft und im Chorwesen an die Vergangenheit anknüpfen kann. Allerdings dürfen wir die „musikalische Blüte der Vergangenheit“ nicht überschätzen: selbstredend gab es so hervorragende kulturelle Zentren wie sie vom Hofe Kaiser Maximilians dargestellt wurden, auch das Musikleben der Klöster und einzelner Pfarrhöfe muß erwähnt werden und später die rege Tätigkeit hausmusikalischer Art in Bürgerkreisen. Aber von einer bewußten Förderung der Musikkultur auf breiter Basis, von musikalischen Bildungsmöglichkeiten für die Allgemeinheit war bis nach dem 2. Weltkrieg wenig zu verspüren. Bis dahin war das musikalische Leben in Südtirol immer von der Initiative einzelner Musikpersönlichkeiten geprägt, es hing von der musikalischen Begabung der Schullehrer, von den Fähigkeiten der Organisten und Chorleiter ab. Meines Wissens unterhielt nur die Stadt Bozen allein eine Musikschule, die schon im 19. Jahrhundert vom Städtischen Musikverein ins Leben gerufen, im Jahre 1927 ins Liceo Musicale G. Rossini verwandelt und 1940 zum staatl. Conservatorio C. Monteverdi erhoben wurde.

Nun hat sich nach dem Kriege aber vieles grundlegend gewandelt: durch die Verstechnisierung der Welt, durch die Verbreitung der Massenmedien, allen voran Radio und Schallplatte, die wohl zum materiellen aber nicht zum geistigen Besitz unserer Wohlstandsgesellschaft geworden sind, wurde die Notwendigkeit einer musikalischen Breitenarbeit immer spürbarer und immer dringlicher. Denn nicht nur wir hier, sondern der größte Teil der Menschheit wird der Überflutung durch Musik aller Art wehrlos und kritiklos ausgeliefert. Die Musik ist zum Konsumgut aller geworden und daher müssen wir von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen, als dies früher der Fall war. Die gute alte Zeit, die vergangene kulturelle Blütezeit zu bemühen, ist falsch, weil die Situation heute eine ganz andere ist, als sie gestern noch war. Heute ist alles in Bewegung, alles muß neu erprobt, neu errungen werden: musikalische

Unterrichtsmethoden und Systeme, die vor 20 Jahren noch ihre volle Gültigkeit hatten, können heute schon nicht mehr bedingungslos und kritiklos akzeptiert werden. In der Tat hinkt die Musikerziehung erschreckend hinter der musikalischen Realität nach und die Kluft, die sich zwischen musikalischem Schaffen und dem Publikumsverständnis auftut, wird immer breiter und immer schwieriger zur Überbrücken.

Einzelne Persönlichkeiten des Südtiroler Kulturlebens haben diese Entwicklung schon vor Jahren mit Besorgnis verfolgt und sich bemüht, für Südtirols Jugend musikalische Unterrichtsmöglichkeiten zu schaffen. Es war dann das SKI, das die Aufgabe übernahm, Musikkurse in den verschiedenen Teilen des Landes zu errichten. Im März 1961 wurden in Bruneck solche Kurse eröffnet, es folgten Brixen, Schlanders, Klausen, Auer, Naturns, Lana, Deutschnofen, Innichen und Toblach. Auch die Gröden sind diesem Beispiel gefolgt und errichteten vor einigen Jahren durch eigene Initiative Kurse in ihren Hauptorten. Die Musikkurse pflegen vor allem das gemeinschaftliche Musizieren vokaler und instrumentaler Art und stehen allen Jugendlichen offen. In musikalischer Breitenarbeit verfolgen sie das Ziel, die Musikfreude und das Musikverständnis zu wecken und zu pflegen, Talente zu entdecken und zu fördern. Der Zustrom zum Musikunterricht ist sehr groß: in den größeren Ortschaften werden die Kurse von 300 Kindern und mehr besucht. Leider ist die Errichtung weiterer Kurse durch den Mangel an geeigneten Lehrkräften verzögert, denn bis vor kurzem gab es in Südtirol für sie kaum eine Existenzmöglichkeit. Heute wirken über 40 junge Musiklehrer an den verschiedenen Kursen. Zum Großteil handelt es sich dabei um Absolventen des Bozner Konservatoriums, von denen mehrere noch zusätzlich ein Seminar für Musikerziehung im Ausland besucht haben.

Noch eine Schwierigkeit steht der Ausbreitung der Kurse vorläufig entgegen: es ist die Finanzierungsfrage: Bis die Musikkurse von der Provinz übernommen werden, sind deren Entfaltung leider Grenzen gesetzt, weil auch die geldlichen Mittel, die aus Landesmitteln, Spenden und Kursbeiträgen welche die Tätigkeit der Kurse auf das kulturelle Leben unseres Landes haben wird, ist heute noch nicht abzusehen, dazu ist die Zeit ihres Bestehens noch zu kurz. Dieses musikerzieherische Werk ist ja auf weite Sicht geplant und die Auswirkungen werden wohl erst später zu übersehen sein.

Sicherlich aber war die Einrichtung von Musikkursen eine beachtliche kulturelle Tat, die zweifellos die Grundlage für eine gediegene, zeitgemäße und rege Entfaltung der Musikkultur in unserem Lande sein wird. Die Tatsache, daß es sich um eine neue Institution handelt, an der in der Hauptsache junge Fachkräfte wirken, hat in einer Zeit, in der alles in Bewegung ist, viel für sich und könnte sich sehr vorteilhaft auswirken.

Aber das musikalische Eigenleben unserer Heimat erstreckt sich nicht nur auf die Musikkurse allein: in den letzten beiden Jahrzehnten sind z.B. eine Reihe von Chören entstanden, die von schlichten Singgruppen über ausgezeichnete Schulchöre und Internatschöre bis zum anspruchsvollen Konzertchor, wie ihn der Kammerchor L. Lechner darstellt, reichen. Auch der Bozner Chorverein und die Kantorei L. Lechner in Gries treten immer wieder mit geistlichen Konzerten an die Öffentlichkeit. Es sei hier auch das Orchester der Musikfreunde Meran genannt, zu dem sich aus vollkommener Eigeninitiative musikbegeisterte Menschen zusammengefanden. Selbst das häusliche Musizieren ist trotz Rundfunk und Fernsehen noch lebendig: in manchen Familien wird Kammermusik gepflegt, aber auch Volksmusik, wie sie in so feiner Weise von der Bändergäßler Hausmusik gemacht wird. Die Aufzählung ließe sich noch fortsetzen und ich glaube nicht, daß Südtirol an Musizierfreude und Initiative weniger aktiv ist, als dies anderwo der Fall ist. In einem Lande wie dem unseren aber, in dem das bäuerliche Element so stark ist, muß der Bogen des kulturellen Eigenschaffens so weit gespannt sein, daß er von der Volksmusik bis hinauf zur anspruchsvollsten Kunstmusik reicht. Mit der Förderung und Unterstützung, die uns durch kulturelle Institutionen und öffentliche Stellen zuteil wird, und zwar in viel breiterem Rahmen als dies eh und je der Fall war, müßte es möglich sein, daß Talente und Begabungen wirklich schönstens zur Entfaltung kommen, die dann ihrerseits wieder künstlerische Strahlungscentren bilden können.

DIE BLASMUSIK UND IHRE BEDEUTUNG IM SÜDTIROLER MUSIKLEBEN

Kurzreferat aus der Forumdiskussion „Musikleben und Musikerziehung in Südtirol“

Hans Nagele

Kurzreferat für die XIII. Studientagung der Südt. Hochschülerschaft

Seit Jahren haben es sich Kritiker an der Kulturpolitik des Landesausschusses zur Regel gemacht, die Worte „Musikkapellen“ und „Lederhosenkultur“ in enge Beziehung zu bringen, um damit ein für den Normaverbraucher abwartendes Urteil über das „Niveau“ dieser Kulturpolitik hervorzurufen, ist man doch gerade in „intellektuellen“ Kreisen allzu geneigt, Blasmusik mit „Biermusik“ gleichzusetzen, wie dies andernorts vielleicht heute noch stimmen mag.

Als ein seit mehr als 20 Jahren tätiger und mitbestimmender Vertreter des Verbandes Südtiroler Musikkapellen möchte ich deshalb zunächst dafür danken, hier zu Worte zu kommen und für die studierende Jugend unserer Volksgruppe über die Zielsetzung und Ausrichtung dieses Verbandes, über seine Tätigkeit und die Arbeit seiner Mitgliedskapellen etwas sagen zu dürfen.

Zunächst einige Zahlen: In den 117 Gemeinden unseres Landes haben lediglich 11 **keine** Kapelle (Plaus, Stilfs, Burgstall, Kuens, Laurein, St. Felix, Unser Frau i. W., Pfatten, Franzensfeste, St. Martin in Thurn). In den restlichen 106 Gemeinden bestehen derzeit 181 Kapellen, davon gehören 2 (Bozen und Meran) der italienischen Volksgruppe an, 10 der ladinischen und 169 der deutschen Volksgruppe. Mit Ausnahme der beiden italienischen und drei deutschen Kapellen gehören alle, also 177 dem Verband Südtiroler Musikkapellen an. Zwei weitere Kapellen (Prettau und Lutlach) sind derzeit inaktiv.

In den Mitgliedskapellen des Verbandes sind laut Erfassung vom 1.4.1969 5221 Musikanten darunter 1110 Jugendliche unter 20 Jahren tätig, tätig in einem Ausmaß, wie dies wohl bei keiner anderen Sparte kultureller Laientätigkeit der Fall ist: Im Landesdurchschnitt wirkt der Musikant bei rund 10 Veranstaltungen der eigenen Kapelle oder anderer Vereine, dazu bei über 12 Diensten im öffentlichen Interesse (für Kirche, Gemeinde, Beerdigungen usw.) jährlich mit. Der Probendurchschnitt je Kapelle beläuft sich auf 75,9% Proben jährlich, kann also mit jahreszeitlichen Pausen auf nahezu zwei Proben wöchentlich bei allen einigermaßen rührigen Kapellen angenommen werden. Rechnen wir Proben, Dienste und Veranstaltungen zusammen, so kann angenommen werden, daß ein Musikant im Durchschnitt (da weniger, dort mehr) hundertmal im Jahr von seiner Kapelle beansprucht wird. Das scheint die hier aufgestellte Behauptung zu unterstützen, daß die Musikkapellen „die Jugend“ von weiterer Fortbildung abhalten. In Wirklichkeit ist es doch wohl so, daß 1. nicht die **ganze** Jugend in den Musikkapellen ist, sondern nur ein Teil der männlichen Jugend, 2. nicht überall, wo Musikkapellen sind auch Fortbildungsmöglichkeiten bestehen, 3. soweit ich weiß, z.B. die Abendmittelschule an manchen Orten den Probenbetrieb der Musikkapellen beeinflusst und 4. es die Musikkapellen sind und die vom Verband geleistete Schulungstätigkeit, die so manchen Jugendlichen zum Besuch des Konservatoriums und Vorbereitung auf den Beruf eines Musiklehrers angeregt haben.

Im Rahmen dieser Diskussion interessiert nun vor allem die

Frage, wie sorgt die einzelne **Kapelle** für ihren Nachwuchs und was tut der **Verband** dafür?

Ohne jetzt die ganze Entwicklung aufzeigen zu wollen, die die Schulungsarbeit in den 20 Jahren seit Bestehen des Verbandes in den Kapellen und im Verband genommen hat, sei darauf doch hingewiesen, daß bis in die fünfziger Jahre kein einziger Berufsmusiker als Dirigent einer unserer Kapellen tätig war und daß deshalb die Ausbildung des Musikantennachwuchses in der Regel in Händen der Dirigenten oder von Musikanten, also von Dilettanten, lag und meist darin bestand, daß dem Schüler ein Stück Papier mit fünf Notenlinien und einer Tonleiter vorgelegt wurde. Konnte er sie aufwärts blasen, mußte er sie abwärts blasen lernen. Dann kam das Marschbuch an die Reihe und die Ausbildung war abgeschlossen.

Der Verband hat zunächst das brennendste Problem, jenes des Dirigentennachwuchses in Angriff genommen, in Kapellmeisterlehrgängen — für eine Minimalausbildung auf diesem Gebiete gesorgt und mit uneigennütziger Mithilfe hervorragender Fachleute aus Österreich, Deutschland und der Schweiz diese Lehrgänge auf fünf aufeinander aufbauende Kurse zu je 10 Tagen mit einem ständig verbesserten und erweiterten Lehrplan ausgedehnt.

Dabei zeigte es sich sehr bald, daß eine Leistungssteigerung in den Kapellen eine bessere Ausbildung der **Bläser** voraussetzt. Zu den Kapellmeisterlehrgängen traten deshalb später Instruktorenlehrgänge hinzu mit der Aufgabe, guten Musikanten ein gewisses Rüstzeug für die Nachwuchsausbildung zu vermitteln. Beide Lehrgänge wurden vor einem Jahr zu einem Lehrgang für Instruktoren und Kapellmeister vereint, indem die Instruktorenausbildung zur Grundlage für die Kapellmeisterausbildung gemacht wurde.

Um den aktiven Musikanten einen Anreiz zu weiterer Ausbildung nach ihrer Einreihung in die Kapelle zu geben, wurden Bläserprüfungen nach holländischem Muster eingeführt, die allerdings erst dann zu einem Erfolg wurden, als man 1968 in Bezirksbläserkursen die Möglichkeit schuf, sich darauf vorzubereiten. Nur um eine Idee über die bei den Musikanten vorhandene Bereitschaft zu weiterer Ausbildung zu geben, sei erwähnt, daß im ersten Jahre schon 244 Teilnehmer in 30 Kursen zu je 5 Halbtagen à 4 Stunden mitmachten und davon 94 die erste Prüfung, 19 davon mit Auszeichnung bestanden.

Diese Ausbildungsarbeit wird abgerundet durch eine Jungbläserwoche in der Ferienzeit, wo Jungbläser von 12 bis 18 Jahren unter Anleitung von Berufsmusikern intensiv musizieren.

Wochenendkurse für Schlagzeuger und Stabführer, die von den 6 Bezirken des Verbandes nahezu alljährlich durchgeführt werden, bieten eine weitere Ausbildungsmöglichkeit, die gerne genutzt wird.

Diese Ausbildungs- und Erziehungsarbeit wird ergänzt durch Bewertungsmöglichkeiten der Kapellen in Form von Wertungsspielen und Marschmusikbewertungen bei Bezirks- und Landesmusikfesten, wobei jede Kapelle einen schriftlichen, kritischen Bericht über ihre Leistungen erhält und das in seinem 21. Jahrgang erscheinende

Organ des Verbandes „Südtiroler Volkskultur“ (früher „Die Volksmusik“).

Was die kulturellen Bestrebungen des Verbandes betrifft, sei kurz auf folgendes hingewiesen:

1. Er hat 1951 eine nach Art einer Buchgemeinschaft arbeitende „Notengemeinschaft“ geschaffen, die für die Mitgliedskapellen nur solche Blasmusik und Musik für kleine Gruppen (Kammer- und Schulmusik) führt, die von der Verbandsmusikkommission dafür ausgewählt werden. Diese allein dastehende Einrichtung eines Blasmusikverbandes verfügt heute über ein Notenlager von 331 verschiedenen Werken für Blasmusik und von 66 verschiedenen Ausgaben für kleine Spielgemeinschaften. Sie hat seit ihrem Bestehen 216 Stücke an Musikkapellen geliefert und damit wesentlich zur Repertoireerneuerung unserer Kapellen beigetragen.

2. Er pflegt als erster Blasmusikverband in Europa bei Lehrgängen und bei besonderen Anlässen das Spiel in kleinen Gruppen und hat für die Confédération Internationale des Sociétés de Musique (CISPM) das I. Internationale Treffen dieser Art mit Gruppen aus Norwegen, Dänemark, Luxemburg, Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Österreich veranstaltet.

3. Er hat die Idee des mehrhörigen Musizierens und des vokalinstrumentalen Musizierens in der Art der Renaissancemusik aufgegriffen und praktiziert und war an der Gründung der Internationalen Arbeitsgemeinschaft „Cantare et sonare“ führend beteiligt.

4. Er pflegt bewußt die Beziehungen zu den anderen Blasmusikverbänden Europas und den Austausch von Musikkapellen mit ihnen und betrachtet den dabei zustandekommenden Gewinn von Anregungen und Erfahrungen als förderlich. Die Tatsache, daß Musikkapellen aus Schweden, Dänemark, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, Frankreich, der Schweiz, der Bundesrepublik, Österreich und den altitalienischen Provinzen an den Musikfesten des Verbandes teilgenommen haben, zeigt sowohl von entsprechender Aufgeschlossenheit des Verbandes, wie auch von dem Ansehen, das der Verband und seine Musikfeste in diesen Ländern genießen.

5. Er hat die Repertoire-Erneuerung nie nach regionaler oder sonstiges Begrenzung gesteuert, sondern in Zusammenarbeit mit allen führenden Blasmusikverlagen Europas, immer darauf bedacht, möglichst wertvolle Musik zu erhalten und weiterzuvermitteln.

Lassen Sie mich abschließend noch ein Wort über die Landesmittel sagen, die dem Verband und den Südtiroler Musikkapellen gewährt werden und immer wieder kritisiert werden und zum Vergleich dazu die Zahlen bringen, die zu Lasten des Verbandes bzw. seiner Mitgliedskapellen gehen (alle Zahlen betreffen das Jahr 1968); der Verband erhielt:

1. für die allgemeine Tätigkeit L. 4.700.000 und hat für Zwecke der Schulung und Leistungssteigerung allein Lire 4.471.750 ausgegeben;

2. für die Bezahlung der in Italien außerordentlich hohen Ab-

findung der Musikschutzgebühren (SIAE) L. 4.614.000, wofür die Kapellen insgesamt 1429 Platzkonzerte, 782 Ständchen und Begrüßungen, 295 Ausrückungen im Dienste der Gemeinden und deren 1012 im Dienste der Kirche, zusammen 3.498 Dienste geleistet haben, so daß für jeden dieser Dienste ganze L. 1319 aufgewendet wurden. Damit sind aber noch nicht die Veranstaltungen mit Einnahmen (Feste, Saalkonzerte, Bälle usw.) abgezogen, wofür seitens der Kapellen selbst weitere L. 3.987.933 bezahlt werden mußten.

3. für die Anschaffung von Instrumenten und Trachten bedürftiger Kapellen stellte das Land L. 2.000.000 bereit, während die Kapellen für Instrumente jährlich etwa 30 Millionen, für Bekleidung etwa 20 Millionen (einschließlich Reparaturen und Ergänzungen) ausgeben müssen.

4. für die Errichtung von Probelokalen L. 1,2 Millionen, während die Kapellen allein für Mieten, Licht, Heizung, Instandhaltung von Probelokalen über 16 Millionen Lire ausgeben müssen.

Insgesamt hat das Land im Jahre 1968 Lire 12.514.000 an Beiträgen gegeben, während die Kapellen selbst für ihre Erhaltung L. 130.000.000 (1967: 127.098.918) aufbringen mußten. Somit wurde ein Zuschuß von kaum 10% des Aufwands geleistet.

Das dürfte wohl ein Beitrag sein, der sich in jeder Hinsicht lohnt, einmal hinsichtlich der Zahl von über 5000 Lauten, die aktiv musizieren, hinsichtlich der Zahl von 177 Musikkapellen, die das örtliche Gemeinschaftsleben wesentlich mitbestimmen und somit auch soziale Faktoren darstellen, aber auch im Hinblick darauf, daß die Südtiroler Musikkapellen in steigendem Maße für den Fremdenverkehr einen nicht unbedeutenden Werbefaktor darstellen.

Bleibt die Frage offen: Ist die Bedeutung der Musikkapellen, ihre Tätigkeit, vor allem der Zulauf der Jugend zu ihnen, wie er sicher noch nie in diesem Maße zu verzeichnen war, einzig dastehend und lediglich auf die Förderung durch unser Land zurückzuführen oder ist ähnliches auch in anderen Ländern zu beobachten?

Die Antwort ist einfach: Die Blasmusik hat seit dem letzten Weltkrieg in nahezu allen europäischen Ländern einen überraschend großen Aufschwung genommen, was einmal darauf zurückzuführen ist, daß ein Blasinstrument wesentlich leichter zu erlernen ist, als ein Streichinstrument, aber wohl auch darauf, daß das Repertoire der Kapellen einer gewaltigen Erneuerung unterzogen wurde und auf die Tatsache, daß die Aufgabenstellung der Kapellen gegen früher eine andere geworden ist. Überall dort, wo ernsthaft gearbeitet wird, kommt Jugend -- auch weibliche -- in Massen und die Sorge der Verbände besteht vor allem in der Heranbildung der notwendigen Lehrkräfte, um diese Massen bewältigen zu können. Zwei Zahlen sollen dies deutlich machen: An einem Jugendkapellentreffen des Musikverbandes von Norwegen vor drei Jahren in Oslo haben sich 25.000 Jugendliche im Alter von 12 bis 16 Jahren und an Musikantenprüfungen des Musikverbandes von Frankreich, die auf Provinz-, Departements- und Landesebene alljährlich durchgeführt werden, haben sich im Vorjahr über 24.000 Jugendliche beteiligt.

AUSZÜGE AUS „DOLOMITEN“ UND „ALTO ADIGE“

„Dolomiten“ 30./31. August Knödelkultur
 „Dolomiten“ 30./31. August Klare Worte
 „Dolomiten“ 30./31. August Heiliges Rindvieh
 „Alto Adige“ 29. August Schlachtfest

KNÖDELKULTUR...

Wer es bis jetzt nicht wollte, hat es nun klar und deutlich erfahren: Die Kultur in Südtirol liegt im organischen, steckt nicht in den Kinderschuhen, sondern in Lederhosen, feiert ihre Triumphe in den Plattenmusik- und Schachplattlervereinen, die Volkerverdummung durch Rundfunk, Fernsehen, Presse, Volkstheater und Brauchtumsabende schrittweise rückwärts vorantreibt. Dieses äußere Bild bezeugte der Vorsitzende der XIII. Studientagung der Südtiroler Hochschülergesellschaft, Gerhard Mumelter, in seinem Eröffnungsreferat am Montag in der Brünner Cusanus-Akademie.

Wie kann da wirksam Abhilfe geschaffen, wie kann Südtirol für die Kultur wieder zurückgewonnen werden? Diesbezügliche Vorschläge hat Dr. Josef Ties in seinem Referat „Die kulturelle Situation Südtirols“ unterbreitet. Alles muß neu und besser gemacht werden. Was bisher geschah, war zum Großteil falsch und rechtlos. „Nur wenn es uns gelingt, in Südtirol ein ungefähres Erkenntnisniveau zu schaffen (das sich nicht nur an den Österreichern, sondern auch an den Bundesdeutschen orientiert), wird Südtirol deutsch bleiben. Sonst wird es bald nur noch ein Reservat — ein durchaus interessantes Reservat — für Heimatforscher sein.“

Man fragt sich, ob der Mann, der solche Vorschläge öffentlich verkündet, jemals etwas gehört hat darüber, was Wissenschaftler aller Länder Europas seit Jahren sehr beschäftigt: das Schwinden der Dialekte. Darüber ist man sich einig, daß dies Schwenden der Dialekte aus vielen Gründen im höchsten Grad bedauerenswert ist. Hier sei nur hingewiesen auf Univ.-Prof. Anton Hütkemayr, der in dem kürzlich erschienenen Werke „Stellen die niederdeutschen Dialekte sterben“ (Comita, Torontem-Verlag, Berlin-Grünwald) u. a. schreibt: „Das Sterben eines Dialektes bedeutet immer einen geistigen Verlust, eine Verminderung. Ein Dialekt ist immer der ursprüngliche Ausdruck einer — ich komme kaum daran vorbei, diesen Ausdruck zu gebrauchen — Stammesseele, d. h. der gewachsenen Eigenart eines Stammes; ein Stamm, der seinen Dialekt preisgibt, bleibt nicht dasselbe, was er vorher war.“ Das Volkstum einer jeden deutschen Landschaft ist eine Individualität, solange dort noch der Dialekt gesprochen wird, mit Sterben des Dialektes ist die Bevölkerung einer Landschaft nur noch ein Teil einer sprachlich standardisierten und uniformierten Masse, in der bald alles an stämmischen Individualitäten ungeschmolzen sein wird...

Zu diesem Thema könnte eine Unzahl von Männern aus älterer und jüngerer Zeit aufgeführt werden, die sich der Mundarten intensiv annahmen und auf deren großen Werte hielten.

Man hat schon vor Jahrzehnten versucht, den Südtirolern ihre Kultur streifig zu machen und ihnen eine neue zu bringen. Davon zeugt heute noch der Spruch auf dem fastbiologischen Siegesdenkmal in Bozen: „Vor hier aus haben wir den Barben die Kultur gebracht...“ Die Früchte und Folgen dieses Versuchs sind allen nur zu gut bekannt. Allein im Schulwesen hatten diese Kulturbringer es soweit gebracht, daß man Südtirols Schulverhältnisse mit Recht mit jenen der italienischen Kolonien Afrikas vergleichen konnte.

Heute treten neue „Kulturbringer“ auf, ein Teil davon mit wackelnder Mähne und flaumigem Barte. In ihrem jugendlichen Eifer wollen die

Reformatoren alles Bisherige niederreißen und in Grund und Boden verdämmen. Dafür predigen sie neue Lehren und künden den Abbruch einer neuen Kultur an, von der sie selbst offensichtlich nur sehr vage, verschwommene Vorstellungen haben. Zum Glück werden sie in den weitesten Volkskreisen nicht ernst genommen, am wenigsten vor jenen Volksschichten, die „im kulturellen Gefälle ganz unten liegen“ — gemeint sind hier wohl die Bauern. Letztere werden nicht ganz zu Unrecht bedächtig in ihrer Mundart sagen: „Woriet omol o, bis ihr häuter die Ochna trucken seid!“

KLARE WORTE

Wie bei Wahlen die Worte der einzelnen Wahlzweige dürfen auch jene der Studenten — selbst auf Studientagungen — nicht auf die Goldwaage gelegt werden. Fast jedermann weiß, was er davon zu halten hat. Überschreiten die Redner der wahlwerbenden Partei alle Grenzen des zivilen Zusammenlebens durch Beschimpfungen, Verunglimpfungen und Beleidigungen der politischen Widersacher oder durch zu revolutionäre Sprüche, werden sie von ihr dann und wann zurückgelassen und unter Umständen sogar in eigenen Parteiliterature vor der Öffentlichkeit desavouiert. Den Beschimpften bleibt die Möglichkeit der Strafanzüge wegen Ehrenbeleidigung, von der einzelne auch Gebrauch machen.

Was auf der Studientagung der Südtiroler Hochschülergesellschaft in der Brünner Cusanus-Akademie zum Teil gesagt und verlesen wurde, paßt in die erwähnte Kategorie von Ehrenbeleidigungen schlimmster Sorte. Nun, die Südtiroler Hochschülergesellschaft ist für die Ergebnisse ihrer Mitglieder an sich nicht verantwortlich, auch nicht für jene der für eine Studientagung von ihr bestellten Referenten; der Verantwortung für deren Auswahl kann sie sich allerdings nicht entziehen — auch nicht jener, daß der Vorsitzende der Studientagung sich mit keinem Wort von den blutrünstigen Äußerungen und haarsträubenden Beschimpfungen Toter wie Lebender distanziert hat. Nach den eigenen Einführungsworten wäre ihm das sicher schwergefallen und hätte nicht ganz überzeugend gewirkt. Wahrscheinlich hatte er nicht bedacht, daß andere seine „ruchhaltige „Volksverdummungs“-Liste mit der Hinzunahme sämtlicher — außer der „im Exil“ gegangenen — Heimatsdichter (inklusive seines Großvaters) ergänzen würden. Es bleibt die Hoffnung, daß ein näherer Verwandter das geschändete Andenken des hochachtbaren Dr. Hermann Mumelter in geeigneter Form wiederherstellen wird.

Der „Schlichter“ der Studientagung verdient keine weitere Erwähnung, er war nicht ernst und braucht nicht weiter ernst genommen zu werden. Die an anderer Stelle veröffentlichte Glosse „Heiliges Rindvieh“ ist die richtige Antwort der Zeitung auf seinen Unsinn.

Die Südtiroler Hochschülergesellschaft ist die Antwort darauf bisher schuldig geblieben. Sie würde im eigenen Interesse gut daran tun, das Versäumnis bald nachzuholen. Sie wird aber auch um eine Stellungnahme zu den Referaten des Gerhard Mumelter und des Dr. Josef Ties nicht herumkommen.

Die Südtiroler möchten — so glauben wir — von der Hochschülergesellschaft als Verband wissen, ob sie deren Thesen von der auf allen Seiten und auf allen Ebenen bewußt betriebenen „Volksverdummung“ oder der Einführung des „Einheitsdeutsches“ anstelle der Mundarten oder des „gemischtsprachigen Unterrichts“ vom Kindergarten an teilt oder nicht. Bevor sich die SH zu diesen und anderen Fragen nicht geäußert hat, werden die vor kurzem um eine „angemessene Spende“ angeschriebenen Südtiroler kaum noch die Briefkästen zücken. Wie gesagt, niemand macht die Hochschülergesellschaft für das auf der

Studientagung arg daneben Gerate verantwortlich. Dafür hat sie direkt nichts, um allerwenigsten können die einzelnen Mitglieder des Verbandes dafür. In deren und im eigenen Interesse ist aber die Stellungnahme in der Öffentlichkeit nötig.

Und noch jemand wird sich zum Geschehen in Brizen äußern müssen, ohne dessen Bedeutung überdeutlich zu wollen. Dazu aufgerufen sind die Landesverantwortung, das Südtiroler Kulturreferat, der Südtiroler Künstlerbund, der Südtiroler Künstlerbund. Er selbst die Südtiroler Volkspartei Kulturratsvorsitzer Zeiger hat sich an Ort und Stelle mit dem Eröffnungsreferat von G. Mumelter auseinandergesetzt. Das war richtig, bejehndigt aber längst nicht mehr. Die Zeit der klaren Stellungnahmen ist gekommen. Mit Glossen oder Leserzuschriften einzeln ist nicht getan. Die für das öffentliche und kulturelle Leben Südtirols Verantwortlichen und Gewählten haben die Pflicht, ein klares Wort zu sprechen.

HEILIGES RINDVIEH

Also schmeißig sind sie schon, die jungen Hochschüler, die Literaten darunter besonders. Die Tageszeitungen aller Landessprachen haben über den revolutionären Ausbruch einer von der Kulturschicht ihrer literarischen Umwelt gepeinigten Dichterseelen berichtet. Da steht man erst, wie weit blind waren mit unserer Schulweisheiten. Diese kräftige Sprache. Und die Ausflüge ins Tierreich. Von gepufften Tiroler Vögeln bis zu Indiens heiligen Kühen war alles da. Aber ein bißchen weniger war er schon, so mit Exkrementen herumzuwerfen. Na, und alles, was recht ist, ich habe schon ältere Romane und Gedichte gelesen, als die unserer Südtiroler Schriftsteller. Wie die Lyrik von dem Kasernmandl hinaus, muß man auch erst sehen.

Was in den Berichten über Radio und Fernsehen sich, habe ich schon einmal gehört. Es soll da schon ein bißchen zumel Theatertheater und Brauchtum geben. Aber die Leute haben das halt gern. Bei den modernen Stücken steckt soviel Problematik drin, daß die Leute mit einem wüsten Kopf herauskommen. Meistens wärten sie dann noch auf des Ende; es ist kernes. Sie wollen sich aber unterhalten. Ich habe einen literaturfreundigen Freund. Aus Goethes Werken braucht man ihm nur die Seite anzugeben, dann sagt er sie auswendig herunter. Aber ins Theater geht er nur zu Volksstücken, wo Wilderer vorkommen und die Magd von ihrem Bauer ein Kind kriegt, das dann verwechselt wird. Und während des ganzen Stückes lacht er, und wenn dann die Szene mit der gerechten Strafe kommt, hat er Tränen in den Augen.

Den Angriff auf die Athesia lehne ich schon deswegen ab, weil ich bei der Gesellschaft einen Anteil habe. Und außerdem drückt sie meine literarischen Ergüsse gratis ab.

Was mich aber am meisten getroffen hat, ist die Schlangung der heiligen Kühe. In Indien wäre das Kasernmandl schon von der erbitterten Volksmenge gehängt worden. Aber weil wir schon beim Rindvieh sind, denke ich mir halt folgendes: Wenn die heiligen Kühe geschlachtet sind, bleiben immer noch die Käiber und Stiere übrig, wozu sich offensichtlich einige der jungen Literaten rechnen. Aber mit der Zeit werden wahrscheinlich ziemlich einige wichtiger Geiseln daraus und die werden dann ohnehin geschlachtet. T. L.

Schlachtfest

Liast man die Zeitungsberichte über den Vortrag, den der junge Brunacker Prol Norbert Conrad Kaser vorsetzte in der Cusanus-Akademie in Brizen vor einem Gruppen Südtiroler Studenten und Studentenassistenten, ge-

halten hat, so könnte einem das Grauen kommen, denn seine Sprache war makaber und blutrünstig zugleich; makaber, weil Conrad Kaser das (sozialistische, Wucher aussprach, 99 Prozent der Südtiroler Literaturschaffenden sollten Heier heute als morgen ins Grotz beiben; blutrünstig, weil Kaser (anscheinend mit stichlichen Wohlbehagen) von einem „Schlachtfest“ und einer „Kulturrevolution“ sprach, die er und seine Begleiter in Szene setzen möchten.

Das Grauen kam aber noch wohl nur jene denken, welche Typen wie Kaser — wer allgemein gesagt, die junge Generation — nicht verstehen, oder nicht verstehen wollten. Kein Zweifel, Kaser hat in Brizen überleben, in der Form und im Inhalt. Denn auch die schärfste Kritik an Personen und Tatsachen kann so formuliert werden, daß sie nicht beleidigt und nicht verurteilt. Diese Kunst kennt aber Kaser anscheinend nicht, was ihn unendlich modern — wenigstens aus Teil — nachgesessen werden kann, als er erst der Mittelschicht einschloß ist.

Abgesehen von seiner wenig noblen Form seines Vortrag über „Südtirols Literatur der Zukunft und der letzten 20 Jahre“ ist Kaser — das muß ebenfalls in aller Offenheit gesagt werden — auch in der Aussage daneben geraten, denn es geht um einmal nicht um, daß das Kulturschichten einer bestimmten Zeitperiode in Bauwerk und Höfen verworfen wird und die Kulturschaffenden als Pfefferland gemäht werden. Ist's Ueberheblichkeit im Hinblick auf die Megalomanie? Im Hinblick, wir nicht behaupten, denn dazu fehlt jenen, die gemeint sind, die nötige Reife.

Zutreffender scheint uns die Meinung, solche und ähnliche Erhebungen dem Zeitpunkt auszuweichen. Denn es ist nun einmal Mode, aber das Gewesene und das Sterbende bindungslos herzujaßen, so wie es zu unserer Zeit gehört, daß sich blühende Männer entweder die Köpfe kaltschieren oder sich lange Mähnen wachsen lassen, buntfarbige, weiblich angelegte Kleider tragen und gütigend an den Häusern der Lehnen, als wälten sie nicht, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen.

Man lese aber falsch, wenn Conrad Kaser, einer Gerhard Mumelter und andere, die in Brizen über Lebens- und Toie, über Fremd und Brauchtum in wenig sympathischer Weise hergeplänkel sind, zu verdammen. Was müßte man dann in unseren Tagen nicht alles Verdammen? Vielmehr soll man den jungen Leuten dafür dankbar sein, daß sie in Brizen gesprochen haben, wie ihnen der Schnabel gemachsen ist. Denn nur durch das Kennenlernen der verschiedenen und oft sehr gegensätzlichen Standpunkte wird der Weg zum Dialog frei.

Die Cäsur zwischen der jungen und älteren Generation ist nun einmal da, unrichtig so liegend, wie selbst einmal in der Geschichte. Das daraus resultierende Unbehagen und Unverständnis hat die ganze Gesellschaft bis hinein in die Familien erfaßt. Das antwortet uns aber nicht der Pflicht zum gegenseitigen Verständnis und zur Sache nach einem Ansehen, der letzten Endes ein Weg des Zusammenfindens sein muß.

Fraktion, man könnte sagen, mit Zerkeln wie ein Dutzend und ein... Conrad Kaser wollen wir nichts zu tun haben. Das könnten vor allem jene mit einer gewissen Berechtigung sagen, die in Brizen namentlich genannt und — objektiv gesagt — beleidigt wurden. Doch diese wenigen Personen haben den Trost, daß sie mit 99 Prozent der Südtiroler Kulturschaffenden in einem Topf geworfen wurden, weshalb sie sich keineswegs in sozialer Gesellschaft befinden, weil man nicht mit Kaser die ganze Gesellschaft zum Teufel wünschen.

Wer liest dann noch übrig? Jene, die an der Spitze der Kulturrevolution marschieren, um um großartigen „Schlachtfest“ teilzunehmen. Wir haben Mähe und Geduld genug, um zu warten und zu sehen, wozu köstliches Fleisch uns da serviert werden wird.

DIE HOCHSCHÜLERSCHAFT NIMMT STELLUNG

Man schießt aus allen Röhren gegen die SH. Man widmet dem Fall Kaser lange Artikel. Man fordert die Studenten auf, erst zu arbeiten und dann zu reden.

BERICHTIGUNG:

Wir haben Dr. Ebner niemals zu erpressen versucht, sondern ihn gebeten, angesichts der bevorstehenden Eröffnung der Meraner Hochschulwochen die Resolution in der Montagsausgabe der Dolomiten abzdrukken. Diese Zusicherung wollte Dr. Ebner nicht geben. Da wir vom Vorstand der SH genaue Weisungen hatten, mußten wir die Resolution zurückziehen. Wir baten Dr. Ebner um Auskunft darüber, warum er sich nicht verpflichten wollte, die Stellungnahme in der Montagsausgabe zu veröffentlichen: Die Antwort: Ich bin euch keine Erklärungen schuldig!

WIR SIND JEDERZEIT BEREIT, **EIDESSTATTLICH** ZU ERKLÄREN, DASS DR. EBNER AUF UNSERE BITTE HIN, EINEN ORT UND TERMIN ZWECKS BEREINIGUNG GRUNDSÄTZLICHER DIVERGENZEN ZU NENNEN, DIE ANTWORT VERWEIGERTE!

Somit steht die Aussage dreier Studentenmandatäre gegen jene des Dolomiten-Direktors. Die Entscheidung überlassen wir dem Einzelnen.

Wir weisen noch darauf hin, daß von den Dolomiten-Glossenschreibern keiner die Studientagung besucht hat.

Für alle Teilnehmer war die Zurückweisung der Worte Kasers durch Gerhard Mumelter klar und verständlich. Norbert Kaser zog fast alle im Vortrag aufgestellten Behauptungen zurück.

Zu den gesamten Anschuldigungen werden wir in der Presse Stellung nehmen.

Die Vertreter der SH

Vervielfältigt im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft am 2. September 1969, verantwortlich für den Inhalt: Der Vorsitzende der Südtiroler Hochschülerschaft Hansjörg Dell'Antonio.

DICHTUNG UND WAHRHEIT

Man hat die Hochschülerschaft aufgefordert, zu den Geschehnissen um die Studientagung Stellung zu beziehen. Dieser Aufforderung sind wir nachgekommen. Sofort nach Abschluß der Studientagung trat der Vorstand der SH zu einer Sitzung zusammen, in der beiliegende Resolution beschlossen wurde. Drei Vertreter der SH suchten Dr. Toni Ebner (-er-) in Aldein auf, um ihm die Resolution zu unterbreiten. Dr. Ebner wollte sich nicht verpflichten — warum wohl? — die Stellungnahme in der Montagsausgabe der Dolomiten zu veröffentlichen. Hingegen konnten wir angesichts der schwerwiegenden Unterstellungen und der großen politischen Bedeutung dieser Vorfälle nicht länger auf eine Klarstellung verzichten, zumal es nicht unser Interesse sein kann, daß die Meraner Hochschulwochen am Dienstag früh in einer total vergifteten Atmosphäre eröffnet werden. Offensichtlich zeigte Dr. Ebner keinerlei Interesse an einer Klarstellung. Weit davon entfernt, Privatgespräche der Öffentlichkeit preisgeben zu wollen, weisen wir darauf hin, daß Dr. Toni Ebner auf unseren Vorschlag hin, **ZWECKS BESPRECHUNG UND KLÄRUNG DER GRUNDSÄTZLICHEN DIVERGENZEN EINEN ORT UND EINEN TERMIN ZU NENNEN, DIE ANTWORT VERWEIGERTE!**

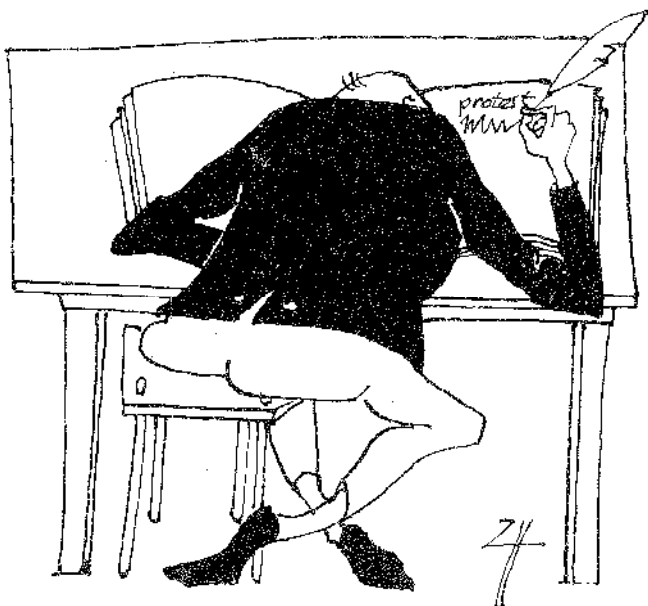
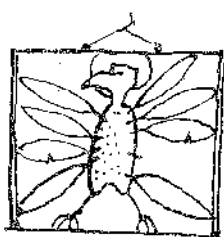
Wir richten an Südtirols Öffentlichkeit folgende Fragen:

- Wie lange will man noch eine derartige Pressediktatur dulden?
- Wie lange noch muß die Objektivität unter der persönlichen Willkür eines einzelnen leiden?

Nicht nur wir, sondern auch das politische Bewußtsein des einzelnen wird derartigen Diffamierungsmethoden entschieden entgegenzutreten.

Deshalb sind wir sicher, daß die Bevölkerung die Leitartikel und Kommentare, die auf diese Resolution folgen werden, kritisch auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfen wird.

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft



RESOLUTION ZUR STUDIENTAGUNG DER SH

Die Studientagung 1969 ist beendet.

Man fordert klare Worte. Hier sind sie: Die aufgekommenen Polemiken sind das Resultat einer Stimmungsmache von Seiten der „Dolomiten“ und einer grundsätzlichen und tendenziösen Verzerrung von Seiten des „Alto Adige“.

Zum Leitartikel „Klare Worte“: Norbert C. Kaser war — wie -et- richtig bemerkt — nicht ernst und braucht nicht weiter ernst genommen zu werden. Seine „blutrünstigen“ Worte wurden unmittelbar nach dem Vortrag unter anderem von Gerhard Mumelter, der ja selbst als Mitglied des „Mumelter-Kulturbetriebes“ angegriffen worden war, zurückgewiesen und widerlegt.

Wozu also die Aufregung? Die freie Meinungsäußerung jedes einzelnen ist Prinzip und Privileg der Studientagung. Die Vorträge der Referenten zensurieren wir nicht. Entgleisungen können vorkommen. Sie berühren aber niemanden, deswegen die gesamte Studientagung ins schiefe Licht zu rücken.

Die Tagung war ein Erfolg. Daran kann weder ein Norbert C. Kaser noch ein -et- etwas ändern.

Referate und Diskussionen im Rahmen des Themenkreises Architektur waren nicht nur von zahlreichen Fachleuten und Interessierten besucht, sondern brachten auch konkrete Ergebnisse und wesentliche Anregungen besonders auf dem Gebiet der konzentrierten Bebauung.

In einer anregenden Diskussion zeigten die Vertreter der Volksbühnen und der kleinen Experimentierbühne neue Möglichkeiten des Theaterlebens in Südtirol auf.

Der gelungene Konzertabend stellt ein völliges Novum in Südtirol dar, denn er offenbarte erstmals das Schaffen junger Südtiroler Komponisten. In einem sachlichen Referat umriß Hubert Zanol erstmals die Position der bildenden Kunst in Südtirol. Wir sind mit -et- einig, wenn er klare Worte vom Künstlerbund fordert. Jedenfalls betrachten wir es als eine Diskriminierung, wenn bei einer derartigen Veranstaltung nur ein einziger Vertreter des Südtiroler Künstlerbundes inoffiziell anwesend ist. Hier handelt es sich nicht um persönliche Einladungen, sondern um einen Beweis des guten Willens.

Die Forumdiskussion über Südtirols Musikleben stand auf einem selten hohen Niveau, was auch Fachleute einstimmig bekräftigten. Dabei wurde u. a. auf die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit zwischen Kulturinstitut und Haydn-Orchester hingewiesen, dessen Vertreter sich auch für die Schaffung einer Opernsaison aussprach. Die Existenzberechtigung unserer Musikkapellen wurde niemals in Abrede gestellt.

Die Ausstellung „Malerei und Fotografie“ fand reges Interesse unter den Besuchern. Der inoffizielle Vertreter des Künstlerbundes Dr. Frei betonte, daß sie unbedingt das Niveau der anderen Kunstausstellungen des Landes erreicht.

Wie man sieht, wurde also auf der Tagung auch allerhand Positives „verzapft“.

Was den Eröffnungsvortrag des Kulturreferenten betrifft, verwahren wir uns dagegen, daß einzelne Worte aus dem Zusammenhang gerissen, zu hohen Phrasen degradiert und zu Propagandazwecken mißbraucht werden.

Es kann keineswegs Pflicht der SH sein, im Namen der Organisation zum Referat des Dr. Ties Stellung zu beziehen.

Oder ist es beispielsweise etwa beim Kulturinstitut üblich, zu den Vorträgen des Akademischen Forums offiziell Stellung zu nehmen? Wir erklären uns aber gerne bereit, unsere persönliche Auffassung diesbezüglich darzulegen.

Wir betrachten es jedenfalls als Erpressungsvorschlag, eine derartige Stellungnahme mit Fragen finanzieller Unterstützung zu verbinden.

Herr -et- spricht ganz in unserem Sinne, wenn er von den verantwortlichen Institutionen klare Worte fordert, wie wir es schon seit Jahren tun.

Conclusio: Der Vorstand der SH und -et- sind ein Herz und eine Seele.

Zur Glosse „Knödelkultur“: Wir bedanken uns herzlich dafür, daß kulturelle Initiativen der SH mit faschistischen Gewaltmaßnahmen verglichen werden. Dieser nicht gerade zimperliche Vergleich beweist sehr deutlich die Unkenntnis des Glossenschreibers hinsichtlich der auf der Studientagung behandelten Probleme. Schiagworte wie „wallende Mähnen und flaumige Bärte“, die übrigens nur in der Phantasie des Schreibers existierten, sind kein Ersatz für sachliches Argumentieren.

Von einer Zerstörung alles Bisherigen kann überhaupt nicht die Rede sein. Was die „vagen“ Vorstellungen hinsichtlich einer neuen Kultur betrifft, so verweisen wir u. a. auf die „Gedanken zur Kulturpolitik“, die vom Vorstand der SH ausgearbeitet wurden und seit fast einem Jahr in den Schubladen aller für die Kulturpolitik in Südtirol Verantwortlichen schlummern.

Daß unsere Studientagung von den Dolomiten-Glossenschreibern, die den Tagungsablauf lediglich von ihrer Bozner Redaktionsstube aus verfolgten, nicht ernst genommen wird, beeindruckt uns wenig.

Von größerem Wert dürfte die öffentliche Erklärung des Kulturinstitut-Vertreters Dr. Hans Lunger sein, der an der gesamten Studientagung teilnahm und den Ablauf nicht nur als gemäßig, sondern die dabei gewonnenen Erfahrungen und Einsichten als wertvoll und durchaus konstruktiv bezeichnete.

Zur Glosse „Heiliges Rindvieh“ wollen wir nur bemerken, daß es offensichtlich derartige Exemplare nicht nur in Indien gibt.

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft

Abgezogen im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, am 31. August 1969.

Verantwortlich für den Inhalt der Vorsitzende der Südtiroler Hochschülerschaft Hansjörg Dell'Antonio.

skolast

wer ihn liest,
erfährt die offene Auseinandersetzung
junger Menschen aus einem Grenzland
mit den Problemen
unserer Zeit

skolast

wer ihn abonniert,
hat begriffen, daß der geistige Aufbruch
einer lange in ihrer natürlichen
Entwicklung gehemmten Volksgruppe
der Unterstützung würdig ist

skolast

wer mitarbeitet und wirbt,
fördert die Bemühungen
der Südtiroler Hochschülerschaft
und gewinnt unserem Lande
neue Freunde

Einmalige Sondernummer des „Fahren-
den Skolasten“ / Herausgeber: Südti-
roler Hochschülerschaft, Bozen (Vorsit-
zender Paul Zanen) / Verantwortlich
für den Inhalt: Dr. Hans Benedikter /
Druck: Typograf, 39100 Bozen, Museum-
straße 41, Tel. 21 9 27 / Klischees: L.
Stampfer, 39100 Bozen, Wangergasse
Nr. 22, Tel. 23 0 39 / Eintragung: Landes-
gericht Bozen R. St. I/50, Erlaß vom
18. Juni 1958 / Sped. in abb. post. -
Gruppen IV / Auch auszugsweiser Ab-
druck mit Quellenangabe nur mit Ge-
nehmigung der Verfasser und des Vor-
sitzenden der Südtiroler Hochschüler-
schaft gestattet.

Jahresabonnement:

Italien Lit. 1500

Österreich S 70

Deutschland DM 12

zahlbar im Inland: Post-Kto. r. 14/1177
oder direkt im Sekretariat

im Ausland: durch internat. Erlagschein